Separat-Abdruck aus

Euphorion

Zeitschrift für Litteraturgeschichte

herausgegeben

von

August Sauer

Achter Band

Drittes und viertes Heft



Jährlich erscheinen 4 Hefte im Umfange von je 13 Bogen, welche einen Band bilden.
Preis des Heftes M. 4 = *K* 4.80, des Bandes M. 16 = *K* 19.20.

Leipzig und Wien
k. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung
Carl Fromme
1901.

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Seite

Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von **Arthur Kopp** in **Berlin** 499

Fischart-Studien. Von **Adolf Hauffen** in **Prag**. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz.
1. Der Reveille Matin. 1575 529
2. Öffentliches Ausschreiben der übelbefriedigten Stände in
. 534
…eues Ermahnen 1579 und
…Niederlanden 544
…g vom neugestifteten Ritter-
…79 553
…81 557
…ixti V. 1586 560
… in die Grafschaft Mümpel-
. 565

…aft. Von **Heinrich Bor-**
. 571

… Von **Hartwig Jeß** in
. 576

…lt von **Erich Schmidt** in
. 610

… **Rudolf Ischer** in **Bern** 625

… **Kaiser** in **Schulpforta**.
1. Des armen Suschens Traum 639
2. „Von der Popularität der Poesie" 643
3. Zur Beherzigung an die Philosophunculos 646
4. Bürgers erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers . . 649

Sechs Briefe Heinrich Christian Boies. Mitgeteilt von **L. L. Schücking** in **Münster** 659

Eine Quelle von Schillers Räubern. Von **Spiridion Wukadinović** in **Prag** 676

Zur Prosascene des Faust. Von **Otto Harnack** in **Darmstadt** . 681

Bemerkungen zu Grillparzers Bancbanus. Von **O. E. Lessing-Pilg** in Madison, Wis. 685

„Nicht mehr als sechs Schüsseln". Ein litterarhistorischer Scherz von **Richard M. Meyer** in **Berlin** 700
1. Breite Bettelsuppen 701
2. Göttinger Würste 706. 849
3. Senf nach dem Mittag 709
4. Kartoffelkomödien 710
5. Die eßbaren Tische 711
6. Butter und Käse 712

(Fortsetzung siehe dritte Umschlagseite.)

er von einem Genie eine Übersetzung, „über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig"; ebenso ersehnt Herder einen deutschen Homer, der „die Aufschrift verdienet: Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!" (Fragmente 1, 73).[1] In der Bekämpfung der französischen Übersetzer schreibt Bürger: Der Übersetzer „soll den alten Mann nicht jung zu schminken trachten: er soll ihm seinen langen Bart lassen, ob man gleich itzt keinen mehr trägt; er soll sein Haar nicht à la France kräuseln, viel weniger ihm, statt seines altväterischen, aber anständigen und ehrwürdigen Gewandes, ein Kleid nach französischem Schnitte, den Meister Bitaubé neulich erfunden, anlegen; sondern er soll ihm, so viel es nur möglich ist, Alles, was er eignes hat, bis auf die kleinste Falte lassen". Das Bild stammt aus den Fragmenten 2, 266 f.: „Und die Uebersezzung? Beileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Bitaubésche als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmackes, wollen ihn sehen, wie er ist."

Bürger ist also in dem zweiten Homer-Aufsatze zum Schüler Herders geworden. Doch ist damit die Einwirkung Herders auf ihn als Übersetzer Homers nicht abgeschlossen; ein noch weiteres Eingehen auf seine Ideen beweist das Schreiben „an einen Freund über seine deutsche Ilias" (1776); in diesem erscheint auch der Einfluß des „Briefwechsels über Oßian und die Lieder alter Völker".

Sechs Briefe Heinrich Christian Boies.

Mitgeteilt von L. L. Schücking in Münster.

Die nachfolgenden Briefe des Hainbundbegründers, die ich der Güte von Fräulein M. Michelsen in Göttingen verdanke,[2]) sind an

[1]) In dieser Einleitung spielt Bürger auch auf Herders Behauptung an, es sei unmöglich, den unverfälschten Homer in deutscher Sprache zu geben.

[2]) Fräulein M. Michelsen ermächtigt die Redaktion zu der Mitteilung, daß sie ihrerseits die Briefe Herrn Dr. Emil Suardicani verdanke, der sie ihr vor ungefähr zwanzig Jahren zur litterarischen Benutzung überlassen und der auch zu der gegenwärtigen Veröffentlichung bereitwilligst seine Zustimmung gegeben hat. A. S.

Inhalt.

Aufsätze und Neue Mitteilungen.

Seite

Die niederrheinische Liederhandschrift (1574). Von **Arthur Kopp** in **Berlin** 499

Fischart-Studien. Von **Adolf Hauffen** in **Prag**. VI. Die Verdeutschungen politischer Flugschriften aus Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz.

1. Der Reveille Matin. 1575 529
2. Öffentliches Ausschreiben der übelbefriedigten Stände in Frankreich. 1575 534
3. Le vray Patriot, Das ist Getreues Ermahnen 1579 und andere Flugschriften aus den Niederlanden 544
4. Die merkliche Französische Zeitung vom neugestifteten Ritterorden vom heiligen Geist. 1579 553
5. Die Friedensartikel zu Flex. 1581 557
6. Der unvernünftige Bannstrahl Sixti V. 1586 560
7. Kurze Beschreibung des Einfalls in die Grafschaft Mümpelgard. 1588 565

Zur Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft. Von **Heinrich Borkowski** in **Königsberg** i/Pr. 571

Über die Behandlung des Reims bei Gellert. Von **Hartwig Jeß** in **Leipzig** 576

Quellen und Parallelen zu Lessing. Mitgeteilt von **Erich Schmidt** in **Berlin** 610

Neue Mitteilungen über Zimmermann. Von **Rudolf Ischer** in **Bern** 625

Studien zu G. A. Bürger. Von **Bruno Kaiser** in **Schulpforta**.

1. Des armen Suschens Traum 639
2. „Von der Popularität der Poesie" 643
3. Zur Beherzigung an die Philosophunculos 646
4. Bürgers erste Aufsätze über die Verdeutschung Homers . . 649

Sechs Briefe Heinrich Christian Boies. Mitgeteilt von **L. L. Schücking** in **Münster** 659

Eine Quelle von Schillers Räubern. Von **Spiridion Wukadinović** in **Prag** 676

Zur Prosascene des Faust. Von **Otto Harnack** in **Darmstadt** . 681

Bemerkungen zu Grillparzers Bancbanus. Von **O. E. Lessing-Pilg** in **Madison, Wis.** 685

„Nicht mehr als sechs Schüsseln". Ein litterarhistorischer Scherz von **Richard M. Meyer** in **Berlin** 700

1. Breite Bettelsuppen 701
2. Göttinger Würste 706. 849
3. Senf nach dem Mittag 709
4. Kartoffelkomödien 710
5. Die eßbaren Tische 711
6. Butter und Käse 712

(Fortsetzung siehe dritte Umschlagseite.)

9

er von einem Genie eine Übersetzung, „über welche man schreiben könnte: Der Nachwelt und der Ewigkeit heilig"; ebenso ersehnt Herder einen deutschen Homer, der „die Aufschrift verdienet: Der Nachwelt und Ewigkeit heilig!" (Fragmente 1, 73).[1] In der Bekämpfung der französischen Übersetzer schreibt Bürger: Der Übersetzer „soll den alten Mann nicht jung zu schminken trachten: er soll ihm seinen langen Bart lassen, ob man gleich itzt keinen mehr trägt; er soll sein Haar nicht à la France kräuseln, viel weniger ihm, statt seines altväterischen, aber anständigen und ehrwürdigen Gewandes, ein Kleid nach französischem Schnitte, den Meister Bitaubé neulich erfunden, anlegen; sondern er soll ihm, so viel es nur möglich ist, Alles, was er eignes hat, bis auf die kleinste Falte lassen". Das Bild stammt aus den Fragmenten 2, 266 f.: „Und die Uebersezzung? Beileibe muß sie nicht verschönert seyn, wie noch jetzt die neue Bitaubésche als ein Greuel der Verwüstung dastehet. Die Franzosen, zu stolz auf ihren Nationalgeschmack, nähern demselben alles, statt sich dem Geschmack einer andern Zeit zu bequemen. Homer muß als Besiegter nach Frankreich kommen, sich nach ihrer Mode kleiden, um ihr Auge nicht zu ärgern: sich seinen ehrwürdigen Bart, und alte einfältige Tracht abnehmen lassen: Französische Sitten soll er an sich nehmen, und wo seine bäurische Hoheit noch hervorblickt, da verlacht man ihn als einen Barbaren. — Wir armen Deutschen hingegen, noch ohne Publikum beinahe und ohne Vaterland, noch ohne Tyrannen eines Nationalgeschmackes, wollen ihn sehen, wie er ist."

Bürger ist also in dem zweiten Homer-Aufsatze zum Schüler Herders geworden. Doch ist damit die Einwirkung Herders auf ihn als Übersetzer Homers nicht abgeschlossen; ein noch weiteres Eingehen auf seine Ideen beweist das Schreiben „an einen Freund über seine deutsche Ilias" (1776); in diesem erscheint auch der Einfluß des „Briefwechsels über Oßian und die Lieder alter Völker".

Sechs Briefe Heinrich Christian Boies.

Mitgeteilt von L. L. Schücking in Münster.

Die nachfolgenden Briefe des Hainbundbegründers, die ich der Güte von Fräulein M. Michelsen in Göttingen verdanke,[2] sind an

[1]) In dieser Einleitung spielt Bürger auch auf Herders Behauptung an, es sei unmöglich, den unverfälschten Homer in deutscher Sprache zu geben.

[2]) Fräulein M. Michelsen ermächtigt die Redaktion zu der Mitteilung, daß sie ihrerseits die Briefe Herrn Dr. Emil Suardicani verdanke, der sie ihr vor ungefähr zwanzig Jahren zur litterarischen Benutzung überlassen und der auch zu der gegenwärtigen Veröffentlichung bereitwilligst seine Zustimmung gegeben hat. A. S.

einen guten Freund und Landsmann Boies, den „Kabinettsprediger“ Jessen zu Augustenburg, gerichtet. Es ist leider keine vollständige Folge, einige von ihnen scheinen verloren gegangen zu sein, aber die Reihe der vorliegenden genügt für ein getreues Spiegelbild der Persönlichkeit des Schreibenden und da jener in ungewöhnlichem Maße seine Umwelt hat auf sich wirken lassen, ein Spiegelbild auch dieser. Personen, die mit ihrer Umgebung in solchem Maße durch ihr Interesse verkettet sind, wie wir es von Boie sehen, pflegen ihr selten geistig weit überlegen und deshalb ihrer Zeit im Urteil voran zu sein; so dürfen wir auch aus den nachfolgenden Briefen keine neuen Schlaglichter und Anschauungsweisen erwarten; nichtsdestoweniger wird manches Persönliche und mancher frische Eindruck aus jenen Tagen dem Freunde dieser Vorfrühlingszeit unserer großen Litteraturperiode nicht ganz ohne Interesse sein.

Auf dem Gebiet des Persönlichen kommt zunächst die Figur des Schreibers selbst in Frage. Er ist eine harmonische Natur, seine langen Einleitungen verraten die naive Freude an der Form; die nüchterne Klarheit seiner Ausdrucksweise, der die feste Deutlichkeit seiner Schriftzüge entspricht, geht bei allgemeinen Betrachtungen freilich gar zu leicht ins Gemeinplätzliche über; die bescheidene Gutmütigkeit, mit der er seine zierlichen Komplimente an den Adressaten drechselt, scheint uns darin kühler denkenden Menschen von heute bisweilen die Grenzen zwischen einem Freundes- und einem Liebesbriefe zu verwechseln, aber sein kritisches Urteil, mag es auch oft unter seinem Wohlwollen leiden, ist doch im wesentlichen dasjenige der Nachwelt geblieben. Freilich, die Milde, mit der er Geister wie Klotz und die Karschin beurteilt, ist uns nicht mehr recht verständlich, aber die Verehrung für Lessing, die Begeisterung für Klopstock zeigen, wie er gelernt hatte, das Große in seiner Zeit zu erkennen. Das Entzücken über Wieland und gar über dessen Idris ruft ein leises Lächeln auf unser Gesicht, wenn wir uns die Scene sieben Jahre später in Göttingen vorstellen, in der Boie einer Tafelrunde von jungen Leuten präsidiert, die den Hut auf dem Kopfe dasitzen, mit Fidibussen aus Wielands Idris sich ihre langen Pfeifen anstecken und schließlich beim Punsch warmgeworden „den Wollustsänger“ Wieland selbst im Bilde und seine Idris verbrennen. Damals war Boie durch die Gründung des Hainbundes an jenes Ziel gekommen, von dem er schon in unserem zweiten Briefe (1769) schreibt: „Ich träume schon lange von einer genaueren Vereinigung der guten Köpfe unsers Vaterlandes.“ — Charakteristisch für unsern Dichter, den Sohn eines Pfarrhauses, ist auch seine Verachtung für die Orthodoxie und seine Verehrung für Basedow. Die allgemeine thatkräftige Unterstützung aber, die der Idealist Basedow fand und

von der unsere Briefe so deutliche Spuren zeigen, läßt die Größe des sittlichen Wollens, das jene Zeit überhaupt beherrschte, jenes Streben nach allgemeiner Besserung, oder um im Stil jener Tage zu reden, „Aufnahme“ der Moral, in glänzendem Lichte erscheinen. Es ist schließlich der Boden, auf dem ein Schiller erwuchs! Und eigentümlicherweise führt aus der Welt dieser Briefe auch wirklich ein Weg zu Schiller: ihr Adressat war der erste Lehrer jenes Friedrich Christian, dessen Großmut dem Schillerschen Genius für eine kurze kostbare Weile die schwerste Last von den Flügeln nahm. — Die vorwiegend ethische Wertung aller Erscheinung, wie sie unsere Briefe bringen, führt freilich am Ende nach unserem Geschmack zur Übertreibung, und nur mit Erstaunen lesen wir das Endurteil über den Eindruck, den Herder auf Boie gemacht (unten S. 675). Wenn sich nichtsdestoweniger Boie einen „geläuterten, wahren Epikureisten“ nennt, so zwingt uns dies wiederum zum Lächeln: dieser „konsequente Egoismus“, in dem jede kleinste Handlung nach dem Reflexe auf das Wohlbefinden des Handelnden voraus erwogen wird, ist niemals im Leben Boies Sache gewesen. Daran hat ihn schon die große Menschenliebe gehindert, die wir überall aus seinen Briefen aufleuchten sehen, jene Gemütstiefe, ohne die er nicht der Schöpfer des goldigen Liedes geworden wäre, das von seiner Kunst allein noch lebendig ist:

Von Allen den Mädchen, so blink und so blank
Gefällt mir am besten die Lore.

Charakteristisch für seine Zeit ist es, daß in Boies Briefen Politik und Liebe gar keine Rolle spielen.

1.

Flensburg 5ten Decemb. 1768.

Mein sehr lieber Freund.

Es sey nun Lust zu plaudern, es sey Liebe zu meinem Jessen oder Begierde ihm einen stillschweigenden Verweiß wegen seines überlangen Stillschweigens zu geben; genug Sie erhalten die früheste Antwort von mir und auf Ihr Briefchen einen langen ungeheuren Brief. Ob Sie damit zufrieden seyn werden .... Das muß ich sehn! Ob Sie's für Strafe ansehn werden .... Das wäre mir noch lieber!

Erst zu dem uns Beyden wichtigerem — — Einfällen und Nachrichten von der Gelehrsamkeit. Es sind nur Außenlinien und Schalen; der Kern ist für keine Flensburger. Von allen neuen Sachen hat mich nichts mehr vergnügt, als die beiden unsterblichen Gedichte von Wieland,[1]) nichts mehr gerührt als Gerstenbergs Ugolino[2]) und nichts mehr belehrt als Lavaters Briefe[3]) und Zimmermanns neue

[1]) Musarion und Idris, 1768 erschienen.
[2]) Gleichfalls 1768 erschienen.
[3]) Aussichten in die Ewigkeit in Briefen an J. G. Zimmermann 1768/9.

Ausgabe seiner Gedanken vom Nationalstolze.[1]) Noch voll von den Ideen des Agathons schrieb Wieland seinen Musarion; ich habe nie mehr wahre Philosophie in einem erzählenden Gedichte gefunden. Der geläuterte wahre Epikureismus ist mir die Philosophie, wornach ich strebe und die ich des denkenden und fühlenden Menschen am würdigsten halte. Aber stille damit bey unsern seufzenden schwarz und grauröckigten Barbaren! Mir kocht das Blut, wenn ich an sie denke. Idris ist nach meiner Empfindung das Meisterstück seines Verf. und eins der trefflichsten Werke, die noch je ein deutscher Kopf gebohren hat. Ich lese es jetzt mit dem Ariost. Und der Italiener, mit seiner mahlerischen glühenden Fantasie, ist, dünkt mich, nicht über den Deutschen Mein lieber Riedel[2]) macht mir wenig Hoffnung zur Vollendung dieses bezaubernden Gedichtes; aber er wird nichts unterlassen, den Verfasser, einen seiner liebsten Freunde, dazu zu bewegen. W[ieland] ist jetzt Kantzeleydirektor in seiner Vaterstadt Biberach, nicht viel über dreißig Jahr und mit einer liebenswürdigen Gattin verheirathet. Er hat noch viel gearbeitet: am meisten sind das L a n d d e r I d e e n und E n d i m i o n s T r a u m, davon Sie im neuesten Stücke der klotzischen Bibliothek[3]) schon ein Fragment lesen können, der Herausgabe nahe. Riedel giebt uns eine Biographie der deutschen Dichter, und vielleicht schon auf Ostern eine Probe davon. W[ielands] Leben wird eins der ersten seyn. Ugolino wird noch manchen unsrer französirenden Kunstrichter den Kopf schütteln machen, aber gewiß länger leben als seine baufälligen Regeln. Die Hallischen Areopagen,[4]) am allerwenigsten von allen fähig, über ein Drama zu urtheilen, haben schon ihr Anathema darüber ausgesprochen. So schrien einst aus einem Mund alle Kunstrichter über Klopstoks Tod Adams und Salomo und beyde lieset und bewundert der wahre Kenner, der nicht den Geist seines Zeitpunktes, seiner Nation, sondern Gefühl für das wahre Schöne hat, das es trotz aller Regeln und alles Wiederspruchs bleibt.

Ich habe jetzt über dies Stück mit einem meiner besten Freunde eine controversirende Korrespondentz: mein Freund hat alles, was zum Urtheilen erfodert wird, aber zu viel Vorurteil für das in Kleinigkeiten fehlerfreye französische Drama. Shakespears Geist ruht auf Gerstenberg. Die Bibliothek der elenden Scribenten[5]) ist das ohne Zweifel zu weit getriebene Spiel einiger guten Köpfe, die ich Ihnen nicht nennen darf. Ihr Spott, wenn er nicht Bosheit ist, gränzt gewiß sehr nahe dran. Zuweilen witzig, öftrer witzelnd, meistens trivial und doch für den Kenner der neueren Litteratur so ziemlich unterhaltend, nur da beißend wo der Ton höchstens spöttelnd seyn sollte, das ist so ungefähr der Charakter der Brochüre. Sie wird vielleicht mehr Lerm machen als sie verdient. In unserm Städtchen, wo die Litteratur wahrhaftig nicht zu Hause ist, liest sie ein jeder, weil unser Rektor[6]) (ein Mann den ich nicht charakterisire, weil er leider! mein Lehrer gewesen ist,) unter die Pränumeranten gesetzt ist. Wie er zu einer so unverdienten Ehre kömmt, weiß ich nicht; ich aber, das mögen Sie mir auf mein Wort glauben; bin gewiß

[1]) 4. Auflage. Zürich 1768.

[2]) Unter andern einer der späteren Teilnehmer an der wenig ehrenhaften Begründung des Leipziger Konkurrenzunternehmens zum Boieschen Göttinger Musen-Almanach vgl. Karl Weinhold, H. Chr. Boie, Halle 1868, S. 234 ff.

[3]) Klotzens Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften, Halle 1768.

[4]) Gemeint ist Klotz und sein Anhang.

[5]) Eine Schrift, deren erstes 1768 erschienenes Stück aus der Klotzischen Schule stammt und sich gegen den Antikritikus (siehe Seite 663 Anmerkung 4) richtet. Schon mit dem zweiten Stück aber (1769) erschien diese Waffe gegen ihren Verfertiger Klotz und dessen Anhang gekehrt. Noch zwei Stücke voller Bosheiten und Schimpfereien folgten (1769 [London und] Halle). Allerlei ähnliche Schriften liefen nebenher.

[6]) Olav Henrich Moller, Rektor der Flensburger Gelehrtenschule.

nicht Schuld daran. Indessen hält mich ein jeder hier für den V[erfasser]. Ich lache und ärgre mich darüber eins ums andre. Ich möchte um Alles meinem Lehrer, so sehr wenig ich auch Ursache habe, mit Achtung von ihm zu reden, nicht diesen Verdruß gemacht haben. Wenn ich ihn nicht loben kann, so schweige ich wenigstens. Das ist Pflicht. Wenn ich von unsrer Litterargeschichte etwas für diese Bibliothek hätte schreiben sollen; Ihr theurer Adam[1]) hätte oben anstehen müssen. Das ist ein Mann, der es verdient, wenn man über ihn lacht, je größer er in seiner Einbildung und bey denen, die ihm opfern, seyn mag. Er unterhält die Dummheit in unsern Landen, wenn sie sich nur fromm stellt, und ist ein gebohrner Feind aller aufgeklärten Geister; aber genug davon. —

Unsre gantze litterarische Republik gefällt mir immer je länger, desto weniger. Es ist ja jetzt beinah eine völlige Anarchie darin. Mein Trost ist, wenn das Uebel am höchsten steigt, so fällt es desto eher. Klotz hätte ohne alle Kabale groß werden können und wäre es geworden, wenn er nur ruhig in der Stille sich selbst, anstatt andere, hätte critisiren wollen. Ich fürchte, er wird von seiner ziemlich in die Höhe geschraubten Höhe, merklich wieder sinken. Ich kann nicht läugnen, daß mir die lessingischen Briefe[2]) sehr gefallen, wenn ich sie gleich an manchen Stellen nur zu spitzfündig finde. K[lotz] wird sie förmlich wiederlegen: ob er es kann, muß die Zeit lehren. Hagedorn, Oeser, Lippert[3]) sollen gar nicht lessingisch seyn, ob Lessing aber darum Unrecht haben muß, weiß ich nicht. Die Herren von der Kl[otzischen] Sekte begegnen Nicolai gar zu hämisch. Warum muß man ihm auch bei den gesuchtesten Gelegenheiten eins versetzen? Mich dünkt der Ton in dem man von der A[llgemeinen] Bibl[iothek] spricht, scheint mir auch nicht so gantz das Bewußtsein einer guten Sache zu verrathen. Der Antikritikus[4]) ist mir auch nicht so gantz zum Wegwerfen. Ich verstehe die theologischen Rez[ensionen] nicht, die philosophischen dünken mich oft lächerlich, aber unter den historischen fand ich eine über die Hausensche Bibliothek,[5]) die gewiß Grund hat. In den Comment. de libris minoribus[6]) steht ein drolliger Brief, den der Antikritikus soll und muß geschrieben haben. Ohne Lachen wird ihn kaum einer lesen.

Ich habe mich, wie Sie, geärgert, daß kein Deutscher die Lobrede des würdigsten Deutschen[7]) gehalten hat. Die riedelsche Bibliothek habe ich noch nur geblättert; lesen will ich sie erst, wie seine Briefe über das Publikum,[8]) wenn der V[erfasser] sie mir schickt. So viel kann ich sagen, daß mir der Ton in manchen Rezensionen vorzüglich gefallen hat, und daß ich manche wegwünsche. Die Buben Reiher und Merkel[9]) z. B. hätte er immer ohne Standrede nach Rußland reisen

---

[1]) Adam Struensee, damals Generalsuperintendent von Schleswig, der Vater des unglückseligen dänischen Staatsministers.

[2]) Briefe antiquarischen Inhalts (1768—1769).

[3]) Professor für antike Kunst an der Akademie der Künste zu Dresden seit 1764, berühmt durch sein Gemmenwerk.

[4]) 1—15 Stück 1768 und 1769 zu Lübeck erschienen eine Replik gegen die Vielkritisiererei, zum großen Teil gegen Klotz gerichtet, voller Zänkereien auch mit Riedel.

[5]) Allgemeine Bibliothek der Geschichte und der einheimischen Rechte, Halle 1767—1768. Herausgegeben vom ordentlichen Professor der Geschichte und Bibliothekar an der Universität Frankfurt a/O. K. K. Hausen.

[6]) Eine unter Klotzens Auspizien erscheinende Zeitschrift. Vgl. Allgemeine deutsche Bibliothek, Band 8, 2. Stück 1769, S. 18.

[7]) Gemeint ist wohl der am 8. Juni 1768 in Triest ermordete Winckelmann.

[8]) Jena 1768.

[9]) B. G. Reyher schrieb: Ökonomische Verbesserungsgedanken, Katharina II. gewidmet; ähnlich Chr. B. Merkel, Verbesserungsvorschläge für Rußland. Bei

lassen können. Schlossers Lustspiele[1]) sind freylich nicht viel mehr als mittelmäßig; aber ich halte sie immer bemerkenswehrt, weil Ihr V[erfasser] deutsche Sitten auf die Bühne bringt. Aus dem Grunde lobte sie Lessing. A propos Lessing geht auf Ostern nach Italien um die Werke der Kunst im Originale zu studieren, und seinem Vaterlande Winkelmanns Verlust zu ersetzen.[2]) Er kann es, aber es bleibt immer die Frage, ob wir Layen in der Kunst nicht lieber wünschen mögen, daß er beym Theater bliebe. Aber der Deutsche will ja kein deutsches Theater. Leyder! alle Hoffnung von dem Hamburgischen ist jetzt dahin. O! meine Nation! blind für eigne Vorzüge, heiß für ausländische Possen![3]) — — Gewiß mein allerliebster Freund, Difficile est satiram non scribere! Ich bin ganz warm für das basedowische Projekt,[4]) und ich freue mich nicht wenig, daß doch in Deutschland noch einige Edle sind, die es unterstützen wollen und können. Beinah 3000 Thl. hat er jetzt beisammen. Er rühmt besonders den Beytrag der Stadt Basel und der Regierung von Osnabrück. Ich habe den Brief des H[errn] Mendelssohn in Berlin an Basedow mit vieler Rürung gelesen; Sie finden ihn im ersten Stücke der vierteljährigen Unterhaltungen, davon neulich das zweite Stück erschienen ist. Es ist eine Schande für unser Vaterland, daß unter uns keiner an einem so edlen Unternehmen Theil nimmt. Ich setze mich dem Gelächter unsrer Thoren aus, da ich es wagen will unserm Addreßcomtoir unsre Mitbürger dazu aufzumuntern. Die beinah gewisse Vorstellung, daß ich nichts ausrichten werde, soll mich nicht abhalten, doch den Versuch zu wagen Sollten Sie bei Ihrem Hofe nicht etwas ausrichten können? Wer nur einen Funken von Wohlwollen und feinerer Empfindung in sich fühlt, dünkt mich, muß das seinige beitragen, daß ein so sehr zu Ehre der Menschheit dienender Vorschlag nicht zu Wasser wird.

Ich mag heute nicht weiter schreiben. Nur das muß ich Ihnen noch sagen, daß Sie ja nicht unterlassen Lavaters Aussichten in die Ewigkeit zu lesen. Eine neue Ode von Ramlern über die Vermählung des Printzen Friedrich von Braun-

---

beiden verdeckte die angenommene Wissenschaftlichkeit schlecht den aus den byzantinischen Vorreden hervorleuchtenden Zweck, durch diese Dedikationen auf allerhöchste Privatschatullen einzuwirken.

[1]) Bremen 1768.

[2]) Diese Hoffnung zerschlug sich bekanntlich.

[3]) 1767 hatte Boie in Hamburg Lessing aufgesucht, schon aus dieser Zeit findet sich eine fast gleichlautende Klage in einem Briefe Boies an Gleim. Vgl. Weinhold, a. a. O. S. 15 ff.

[4]) Um Ostern 1768 trat Basedow zuerst mit seinen Reformplänen: „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß auf die öffentliche Wohlfahrt, mit einem Plane eines Elementarbuchs der menschlichen Erkenntnis“ hervor. Er drang darin auf Abänderung und Verbesserung der bisherigen Lehrmethode und Lehrbücher, empfahl die Errichtung einer Musteranstalt und versprach ein Elementarbuch. Er verlangte dazu vom Publikum einen Vorschuß von 2000—2500 Thaler. Seine „vierteljährlichen Unterhaltungen mit Menschenfreunden“ warben für die gute Sache. Die Regierung von Osnabrück, vielleicht auf Mösers Anregung, gab 50 Thaler, der Kanton Basel 150 Thaler, die Juden von Berlin durch Mendelssohn 240 Thaler, andere Gönner wie der Minister von Münchhausen 30 Thaler, die Kaiserin von Rußland gar 1000 Thaler. Vielleicht ist der unter den Spendern aufgeführte „ungenannte regierende Herzog“, der 100 Thaler schenkte, Jessens Landesherr. Binnen kurzem waren 15.000 bis 16.000 Thaler zusammen. Im Jahre 1770 erschien nun zuerst das „Methodenbuch“, 1774 das fertige „Elementarwerk“. Der großdenkende Fürst von Dessau ermöglichte es dem Pädagogen dann bekanntlich, in Dessau das „Philanthropinum“ zu begründen und damit einen Teil seiner Pläne zu verwirklichen.

schweig mit der Prinzessin von Würtemberg blos[1]) schreibe ich an die andere Seite. In soweit erfülle ich heute Ihren Wunsch. Wenn Sie zu mir kommen (und das müssen Sie ehe ich Flensburg verlasse, wenn Sie anders meine Gnade behalten wollen, kann ich Sie mit mehreren unterhalten. Sagen Sie H[errn] Clausen und seiner würdigen Frau so viel Gutes, als Sie verantworten können, und Sie können recht viel verantworten. Ich sehne mich recht nach einem Brief von Tandslet.

Näher ist wohl wenigen der Tod des Kammerherrn von Bähr gegangen als mir; und habe vieleicht auch sehr viele Ursache, ihn zu bedauern. Unsre Reise muß ja wohl vor sich gehen, wenigstens würde ich sehr unzufrieden seyn, wenn nichts daraus würde.[2]) Ich bin des Dinges hier herzlich müde und sehne mich sehr nach einer Gelegenheit, wo ich weniger von Vorurtheilen und Dummheit umgeben bin und meine eigenen immer mehr in dem Umgange aufgeklärter Gelehrten ablegen kann. Wir werden hoffentlich bey dem braven H[errn] Professor Heyne wohnen. Ich habe deswegen an ihn geschrieben.[3])

Antworten Sie mir bald wieder, wenn Sie anders so lange Briefe, wie diesen, zu lesen sich nicht fürchten. Sie müssen nach Fl[ensburg] kommen, das sage ich Ihnen nochmals und bey mir müssen Sie abtreten, sonst sollen Sie lieber garnicht kommen. Ich umarme Sie und damit Gott befohlen!

Boie.

2.

Flensburg d. 4. Febr. 69.

Sie wissen die Zerstreuungen, worin ich jetzt bin, zu gut, mein allerliebster Freund, als daß ich mich wegen meines langen Stillschweigens auf Ihren lieben Brief sehr zu entschuldigen brauchte. In etwas verdiene ich gewiß Nachsicht, wenn gleich nicht ganz. Ihre Güte und Ihre Freundschaft für mich wird vergeben, was etwan zu vergeben wäre und wenigstens glauben, daß nicht Mangel an Zärtlichkeit die Ursache meiner Nachläßigkeit ist.

Ich bin acht Tage in Schleswig bey meinen lieben Darvel gewesen, der sehr Ihr Freund zu werden wünscht, und nicht wenig zufrieden bey der Hoffnung ist, die ich ihm gemacht habe, daß er Sie künftigen Sommer kennen lernen wird. Ich träume schon lange von einer genauern Vereinigung der guten Köpfe unsers Vaterlandes, und ich würde ein bischen stolz seyn, wenn ich sie wenigstens zwischen zweyen meiner Freunde veranlaßt hätte, die beide so sehr darunter gehören. Zwey Tage bin ich auch mit unsern Friis bey dem alten Ackermann in Glücksburg gewesen, und erst seit zweien Tagen bin ich wieder hier.

Sie glauben nicht, wie froh ich bin, daß es meinem lieben Jessen ein wenig bey uns gefiel. Mein Vater ist so sehr Ihr Freund, als Sie's wünschen können, und er verspricht sich noch viel Vergnügen aus ihrem fortgesetzten Umgang. Wir erinnern uns Ihrer alle in Freundschaft, und ich nur bin traurig bey dem Ge-

---

[1]) Das Wort blos ist fraglich. Die „Hymne an die Liebe" findet sich auf der anderen Seite des Briefes, sie stimmt mit der in Ramlers poetischen Werken (I. Teil, Berlin 1825, S. 103) überein bis auf Vers 2 Lieber unter Lauben, Vers 3 Als Palläste ... und aus Vers 4 Und auf ... und auf Vers 18 Und an Reitz und Liebreitz, Vers 20 Bald mit Amoretten ihn beglücken soll. Dazu die Anmerkungen Strophe 4: „In französischer, italienischer und deutscher Sprache haben wir von dem Printzen Werke des Witzes, der Staatskunst und der Weltweisheit." Zu Viadrinen: Nymphen des Oderstroms. Überschrift: Breslau im August 1768.

[2]) Im Frühjahre 1769 kam sie (nach Göttingen) zustande.

[3]) Vgl. hierfür auch den Briefwechsel zwischen Boie und G. B. Köhler in der Zeitschrift für Schleswig-Holsteinische Geschichte 22, 305 und 339.

danken, daß ich Sie in langer Zeit nicht umarmen soll. Vielleicht — aber nein, weg mit dem Gedanken! er macht mich zu traurig. Ich habe meine Abreise schon erwartet, aber noch weiß ich nichts gewisses. Die Frau Kammerherrin wird wohl so lange in Apenrade zu bleiben wünschen, als es nur angeht. Das Reisen im Winter mit so kleinen Kindern ist ein wenig schlimm. Man sagt mir hier als wenn H. Grauer Hoffnung hätte, nach Norburg zu kommen. Von ihm selbst weiß ichs nicht und ich zweifle auch sehr daran.

Man sagt mir in Schleswig, als wenn H. Feddersen[1]) nach Magdeburg käme. Das wäre so was. Sie müßten alsdann seine Stelle wiederhaben und ich besuchte Sie in Ballenstädt ... O! ein schönes Projekt! Dann eine niedliche Frau — eine Braut haben Sie ja so schon auf Augustenburg, wie mir H. Valentin letzt sagte, oder unser Eibel wird auf allen Fall für Sie sorgen. Was denken Sie? Er hat Sie bey der A. schon sehr empholen, die Werberey wird nicht weit mehr seyn. Man sollte kaum denken, daß man den Mann so zum Ball brauchen könnte. Grüße hab ich an Sie von ihm Schockweise zu bestellen.

Sie haben von Korte neue Sachen bekommen. Ich habe Ihr Exemplar von Riedels Briefen gelesen. Eins hatte er nur. Sie gefallen mir bis auf einige Nachlässigkeiten und einige Scherze recht wohl. Ich hatte vorige Woche einen langen und angenehmen Brief von ihm, worin er mir viele Nachrichten giebt, aber für Sie hab ich eben keine gefunden. Sie kennen doch das gütige Männchen in Zwätzen? Nun, dieser ist aus diesem Leben gegangen, um Löph. Rosuk [?] Wichmann,[2]) der an der Gelbsucht laboriert, das Quartier zu bereiten. Das ist die wichtigste Neuigkeit von Jena, die ich weiß. Allerley über die elende Bibliothek werden Sie in H. Klausens[3]) Briefe, den ich Ihnen anschließe, lesen können. Ich habe jetzt auch den Ringulph[4]) gelesen und bewundert. Ich kenne den Verf. und ein solches Stück von ihm ist mir unerwartet.

Klotz ist noch in Ruhe. Er agirt offensive und defensive. Das erste hat er neulich wieder in der Vorrede zu ...[5]) des V. Bandes der Actorum gethan und das letzte wird er noch oft thun müssen.

I bone, quo tua te fata trahunt

H. Raspe in Kassel[6]) hat ihn neulich fast noch heftiger angegriffen als H. Lessing. Er schließt mit den Worten: „Wenn man auf die Art seiner Anmerkungen über „den Tyrtäus, Horaz und Homer durchsichten wollte, es müßte nie eine beschämtere „Krähe vor der Sonne gestanden seyn. Zwar was sag ich Scham? Scham und „gewisse Leute gehen auf so verschiedenen Wegen, daß sie sich nie begegnen."

Sie mögen sagen was Sie wollen, ich mag heute nichts weiter schreiben, als daß ich bin Ihr Freund Boie.

NS. Friis und die Meinigen grüßen Sie sehr. Meinen Gruß an diejenigen, die sich meiner auf A(ugustenburg) noch erinnern!

---

[1]) Jak. Fr. Feddersen, Prediger und Liederdichter, Kabinetsprediger des Herzogs von Holstein-Augustenburg, dann Pfarrer und Hofprediger zu Ballenstedt, 1769 Prediger zu Magdeburg, gestorben 1788 als Hauptpastor und Konsistorialrat in Altona.

[2]) Gottfr. Joachim Wichmann 1736—1790, Pfarrer zu Zwätzen und Löbstädt bey Jena, später seit 1789 Superintendent zu Grimma.

[3]) Vielleicht Chr. Clausen, Prediger zu Bau in Schleswig.

[4]) „Gesang Rhingulphs des Barden, als Varus geschagen war," von K. F. Kretschmann, 1769.

[5]) Lücke, ein Wort fehlt.

[6]) Professor R. E. Raspe, Verwalter der Kunst- und Münzsammlung zu Kassel, zu Moralpredigten wie der angeführten wenig berechtigt, brannte Veruntreuungen halber nach England durch (Weinhold a. a. O., S. 72).

3.

Göttingen 1. Sept. 1769.

Oft werd ich Ihnen nicht schreiben können, war meine Zusage bey unsrer letzten Umarmung, aber desto längere Briefe schreib ich Ihnen dafür. Sie, bey einer unläugbar größeren Muße, schreiben mir aber nur ein Briefchen. Soll ich das rächen? Nein, mein theurer Freund, ich will es nicht thun, weil ich dafür ein andermal einen desto längeren Brief von Ihnen erwarte und Sie sollen, wenn auch mein Brief kürzer ausfiele, als er zugeschnitten ist, es auch nicht für Rache halten. Blos das Vergnügen, das Sie über meinen letzten Brief bezeugen, wäre hinreichend mich oft schreiben zu machen. Wer macht denen nicht gern Vergnügen, die man liebt und hochschätzt! Sehen Sie, ich stelle mich nicht einmal, als wenn ich für Kompliment hielte, was Sie mir schreiben!

Ich lebe hier in Allem, was von mir selbst abhängt, recht glücklich. Wenn ich es in anderer Hinsicht nicht ganz bin, so tröstet mich das Bewußtseyn, daß nichts in der Welt von jeder Seite glücklich ist. Hofmeister seyn ist nicht der glücklichste Zustand, so viel seh ich jetzt ein und zu beneiden bin ich in keiner Absicht, das können Sie denen nur ins Ohr sagen, die im Vaterlande nicht begreifen konnten, wie ich bey so wenigen Verdiensten eine solche Stelle hätte erhoffen können. Gern säh ich irgend einen sittlichen, steifen, aesthetischen Candidaten in meiner Stelle: er würde sie zufriedener und anständiger ausfüllen als ich. Aber kein Wort mehr von Unzufriedenheit! Ich rede ja mit meinem Jessen, wie kann ich mich einer andern trüben Empfindung überlassen, als der, daß ich nicht in seinen Armen bin.

An der Begebenheit, die ich Ihnen letzt von H. Lavatern schrieb[1]) hat H. Füßli und H. Heß, der V. der Abhandlung von philosophischen und moralischen Predigten[2]) Antheil gehabt und alle drey haben darüber ihr Vaterland verlassen und haben sich eine Zeit lang bey H. Spalding, der damals noch Prediger in Barth war, aufgehalten. Ich habe hier neulich einen jungen Schweitzer kennen lernen, der einen Edelmann von vieler Hoffnung führt, und einer von Lavaters besten Freunden ist.[3]) Meine Liebe zu den großen Schriftstellern der Schweitz hat uns zu Freunden gemacht. Von diesem weiß ich viele große Züge von allen Dreyen. Lavater hat eine Gedächtnißrede auf Heß gehalten, die Sie lesen müssen und ist beschäftigt, sein Leben für die Gesellschaft zu Schinznach[4]) zu schreiben. Vielleicht schick ich Ihnen bald eine Probe seines Gedichtes über die Ewigkeit, die mein Freund mir versprochen hat. In den hiesigen Anzeigen sollen Sie bald eine Beurtheilung lesen, die H. Michaelis zum V. hat.[5]) Die Feldzüge unsrer kleinen und großen Geister haben mich eine Zeitlang um die Wette belustigt und geärgert, jetzt bemerk ich kaum etwas mehr davon. Im Laden sah ich vor einigen Tagen den vierten Theil der Bibliothek der el. Scrib. Wenn Pierot und Scapin sich auf dem Theater zerprügeln, sieht man eine Weile mit zu und lacht, aber wenn die Prügeley vier Akte durch dauert, so wird auch der gedultigste Zuschauer verdrüßlich. H. Klotz hat freylich mancherley Ursache stille zu werden und er sorgt noch immer für seinen Ruhm, wenn er es bleibt und jetzt anfängt zu studieren und bescheiden

---

[1]) Es handelt sich wohl um die Folgen von Lavaters Schrift gegen die Übergriffe des Landvogts Grebel (1762), durch die sich Lavater den Haß der Züricher Aristokraten zuzog. Er wanderte damals mit seinem Freunde H. Füßli aus seiner Heimat zu Spalding.

[2]) J. F. Heß, Diakonus zu Zürich: Prüfung der philosophischen und moralischen Predigten 1767.

[3]) Findeisen?

[4]) Siehe S. 669 Anmerkung 2.

[5]) J. D. Michaelis, 1717 1791 Orientalist und Theologe zu Göttingen.

zu werden. Gleim ist äußerst unzufrieden mit ihm. Er schrieb mir jüngst, daß er alle die Streitschriften, die er nie angesehen, mit Unwillen und Verachtung wegwerfe, seitdem er sie kenne. Schierach[1]) ist jetzt Klotzens einziger Trost. Aus Riedel kann ich nicht recht klug werden. Es scheint, daß er einzusehen anfängt, wie gefährlich und unsicher der Weg war, auf dem er bisher so sorglos ging, aber mich dünkt doch noch nicht, daß er überzeugt ist, wie sehr er von dem Gedanken seiner Größe zurückkommen müsse, ehe er etwas werden kann. Es geht hier ein Gerücht, als wenn er Erfurt verließe. Ich kann es aber nicht glauben, da sein letzter Brief an mich nichts davon sagt.[2]) Wittenberg[3]) ist des Aergernisses und der Bemerkung nicht wehrt. Ich bin recht aufgebracht über Jacobi, daß er sich mit dem Nichtswürdigen einläßt. Wenn etwas Gutes in seiner Zeitung steht, das ist sicherlich nicht von ihm.

Was sagen Sie zu Hermanns Schlacht?[4]) Oder haben Sie das Meisterstück unsers größesten Scribenten noch nicht gelesen? Ich laß es mit dem würdigen Heyne zuerst, dem Mann der ein solches Stück hier am meisten und vielleicht allein ganz fühlt. Ich bin noch erstaunt und entzückt darüber. Wie groß wäre unsre Nation, wenn wir uns vieler so originalen Gesänge rühmen können! Aber getrost, der Sänger Hermanns wird uns mehrere schaffen. Ich lese nichts als Klopstock. Mit seinen Messias bin ich noch nicht fertig. Langsam muß man so etwas lesen, um es ganz zu genießen.

Von Gleims Werken werden wir nun bald die so lange gewünschte Ausgabe erhalten. H. Jacobi besorgt sie und sie wird auf Subscription gedruckt.[5]) Ich schicke Ihnen den Plan, sobald er heraus ist, für Sie und für die wenigen unsrer Gegend, die unsern Gleim zu lesen würdig sind. Von einem neuen allerliebsten Gedichte an H. Jacobi über den Amor, den ein Kritikus aus seinen Gedichten wünscht,[6]) können Sie bey meiner Schwester eine Abschrift bekommen. Mit Jacobis Nachtgedanken[7]) bin ich nicht so allerdings zufrieden, aber mit seiner Winter Reise[8]) in den meisten Stücken ganz ungemein. Fast niemand vor ihm hatte so wohl klingende deutsche Verse gemacht. Und sie müssen ihm so wenig Mühe kosten. Von den leichten Dichtern der Geselschaft und der Freude haben wir aus Berlin noch einige zu erwarten, und Sie werden erstaunen, wenn ich hinzusetze, daß es Grafen und Geheime Räthe sind.[9]) Auch sie wurden durch Gleim erweckt.

Ihre Gedanken über Basedow haben meine Hochachtung für Sie um ein großes vermehrt. Sie wären in Aller Absicht der Mann dazu gewesen.[10]) Warum

---

[1]) Schierach, ein Kritiker vom Schlage Klotzens, gab das „Magazin der deutschen Kritik“ zu Halle heraus, in dem auch Boie später boshaft und einseitig kritisiert wurde.

[2]) F. J. Riedel, der 1768 Professor der Philosophie in Erfurt geworden war, ging 1772 als Professor nach Wien.

[3]) Albrecht Wittenberg, ein „litterarischer Klopffechter“ (Goedeke 4, 57), zankte sich mit dem Übersetzer J. J. Dusch herum. Siehe Allgemeine deutsche Bibliothek Band 7, Stück 2, S. 303.

[4]) Von Klopstock, erschien 1769.

[5]) Gemeint ist wohl die Ausgabe: Sämtliche Schriften. Neue vermehrte Auflage. Amsterdam (Berlin) 1770—1771.

[6]) „An den Herrn Can. Jacobi als ein Kritikus wünschte, daß er aus seinen Gedichten den Amor herauslassen möchte.“ Berlin 1769.

[7]) J. G. Jacobi, Die Nachtgedanken. Halberstadt 1769.

[8]) Derselbe, Die Winterreise. Ein Gedicht in Prosa und in Versen. Düsseldorf 1769.

[9]) Vgl. S. 673 Anmerkung 4 über den Geheimen Rat Beyer.

[10]) Basedow fand einen glänzend veranlagten Gehilfen in Wolke.

giebt es aber nicht mehr junge Männer von so edler Denkungsart? Oder warum sind die Wenigen nicht alle in Umständen, daß sie ihren edlen Trieben folgen können? Einen Mann der aus Enthusiasmus für Tugend und Wahrheit sich aufopfern kann, muß Basedow haben, wenn er einen Gehülfen finden soll. Wer nur nach Lohn frägt, für den ist eine solche Stelle nicht. Ich hätte den guten Basedow hier erwartet und ihm alsdann gewiß einen Zuschuß und vielleicht einen nicht unansehnlichen verschafft. Er scheint aber von Hanover gerade wieder nach Hamburg gegangen zu seyn. Sein Einfall, das Latein blos durch Hülfe des Lehrbuchs zu lernen,[1]) gefällt mir so wenig als Ihnen. Er würde ohne Zweifel der wahren Gelehrsamkeit schädlich werden, wenn er ausgeführt werden könnte, und Gelegenheit geben, daß die so sehr vernachlässigte Lektüre der Alten noch mehr vernachlässigt würde. Aber er wird, wie das meiste, was der gute brave Mann sich vorsetzt, wohl der Traum eines Patrioten bleiben. Wenn Basedow auch nicht mehr ist, als der Johannes, der vor der großen Revolution geht, und sie zubereiten hilft, verdient er schon den ganzen Dank seiner Zeitgenossen und der Nachwelt. H. Iselin[2]) nimmt sich seiner sehr an. Er hat in einem gedruckten Bogen die schinznachische Gesellschaft und alle Patrioten seines Vaterlandes aufgefordert, Theil an einer so sehr zum Ruhme der Nation und des Jahrhunderts gereichenden Unternehmung zu haben.

Der Verf. der Betrachtungen über Geschäfte und Vergnügungen ist H. Spalding. Es hat jemand von ihm lettres sur les disputes de religion übersetzt, davon ich das Original nicht kenne. Ich fürchte daß der zweyte Theil von Jerusalems Betrachtungen[3]) sobald noch nicht erscheint. H. Eschenburgs Gedicht[4]) scheint mir besser gemeint als gemacht. Ich finde nicht genug Empfindung und Außerordentliches darin. Seine Comala,[5]) die am Geburtstage der Erbprinzessin aufgeführt ist, gefällt mir besser. Was sagen Sie zu Feders[6]) neuer Logik? Er ist in der braunschweigischen Zeitung sehr mitgenommen. Das unverschämte übertriebene Lob der Hall. Zeit. worüber er selbst erröthete, hat ihm diese harte Züchtigung zugezogen. Sie ist mehr beleidigend als gründlich.

H. von der Lühe[7]) empfielt sich Ihnen. Antworten Sie bald und glauben Sie, daß ich nie aufhören kann, Ihr Freund zu seyn. Boie.

Mein Freund Bruns[8]) schrieb mir vor einigen Tagen aus Oxford. Er ist da Fellow of Exeter College geworden und thut mit künftigem Jahr zum Behuf

---

[1]) Basedow reiste, um sich seines Elementarbuchs halber mit den besten Köpfen Deutschlands in Verbindung zu setzen, 1768 im Dezember nach Berlin und nahm den Rückweg nach Altona über Dresden, Leipzig, Halle, Braunschweig, Hannover und Bremen, war also Göttingen zeitweise nahe. Boies Bemerkung über Basedows Stellung zum Lateinischen ist nicht ganz durchsichtig. Basedow war ein Freund der Lektüre der Alten, nur strebte seine Methode des Lateinisch-Lernens größere Resultate mit praktischeren Mitteln an. Er betrieb vor allem das Lateinisch-Sprechen und wollte es in einem einzigen Lehrjahre zur Beherrschung der Sprache bringen — wie seine praktische Thätigkeit zeigte, nicht ohne Erfolg.

[2]) Ein Schweizer, Mitbegründer der patriotischen Gesellschaft zu Schinznach, Ratsschreiber zu Basel, gestorben 1782.

[3]) J. F. W. Jerusalem: Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion. Braunschweig 1768, Fortsetzungen 1772, 1773, 1774, 1779.

[4]) Die Operette Lucas und Hannchen. Braunschweig 1768?

[5]) Comala. Ein dramatisches Gedicht. Braunschweig 1769.

[6]) Feders Logik und Metaphysik im Grundriß erschien Göttingen 1769 in erster, 1794 in achter Auflage.

[7]) Boies Schutzbefohlner in Göttingen.

[8]) H. J. Bruns, Prediger zu Schwabstädt in Schleswig, gestorben 1822 (?).

des kennikotischen Bibelwerks[1]) eine Reise durch Frankreich, Italien, Schweitz, Holland und Deutschland, vielleicht auch durch Spanien. Er kann mir die Freundschaft des Bischofs v. Oxford, des Dr. Lowths nicht genug rühmen. Sie wollen die erfurtischen Zeitungen gern lesen: ich schicke sie an H. Ambrosius, von dem Sie sie fordern können. Um Ihre Ungeduld zu vergnügen, schick ich mein Exemplar, ob es gleich ein wenig schmutzig ist. Es ist ja nur eine Zeitung, die nur einmal gelesen wird. Sie mögen mit A. mit H. Clausen, seinem Vater und andern abreden wie Sie sie halten wollen und ob ich die Göttingischen auch schicken soll.

4.

Berlin 14. Jan. 1770.

Aus Berlin? .. Ja, mein bester Jessen, aus Berlin schreibt Ihnen Ihr Freund Boie, und ist mitten unter den deutschen Musen noch so sehr Ihr Freund, als er es je gewesen ist. Ich erhielt Ihren angenehmen Brief vom 10 dec. erst vor einigen Tagen, und eile gleich, ihn zu beantworten. Meine Antwort sey aber zugleich an unsern würdigen Freund, den H. Past. Clausen gerichtet, von dem ich kurz vor meiner Abreise von Göttingen einen Brief erhielt. Ich habe diesen in meiner damaligen unendlichen Zerstreuung verworfen und könnt ohnedem in meiner jetzigen nicht viel kleineren keine zwey große Briefe schreiben. Aus Göttingen hohl ich gewiß meine Versäumniß nach. Heute will ich Ihnen nur kurze Nachricht von meinem Ergehen geben. — — Von meiner höchst unangenehmen Geschichte[2]) will ich Ihnen nur so viel sagen, daß Ihr Freund noch immer so würdig ist, Ihr Freund zu seyn, wie er's je gewesen seyn mag, und vielleicht noch etwas würdiger, denn, warlich, mein Freund, das letzte Jahr hat ihn ein wenig läutern können. Ich kann und werde nie Alles sagen. Da ich nun einmal bestimmt bin zu leiden, so will ich nicht Andere mit dem Geschwätz aussetzen, denen es mehr schaden könnte, als mir. Ich sehe mein Vaterland vors erste gewiß nicht wieder und beruhige mich, wenn nur die wenigen, die mich kennen, wissen, daß ich kein leichtsinniger, böser, betrügerischer Mensch bin. Ihre Gründe, mein bester, die mich antreiben sollten, meine Stelle nicht zu verlassen, sind sehr gut und waren die meinigen, wenn es nur möglich gewesen wäre, mich zu erhalten. Aber wer kann mit einer Fr. v. B. auskommen? Über die ersten, äußerst niedrigen Vorwürfe schrieb ich ihr wie ein ehrlicher Mann. Das ist meine Denkungsart [schrieb][3]) ich, nach der werd ich handeln; billigen Sie sie nicht, so ist es am besten, daß wir uns trennen. Anstatt einer Antwort darauf erhielt ich einige gleichgültige Briefe, die von der Sache nichts sagten und mußt indeß zwey bis drey der vortheilhaftesten neuen Anträge aus der Hand gehen lassen. Endlich, da ich mir nichts weniger versehe, erhalt ich meinen Abschied, den ich freilich annehme. Indeß trägt sich eine Sache zu, der sich kein Mensch versehen hätte und die uns nöthigt, Göttingen zu verlassen. Von dem, was ich dabei gelitten, sag ich nichts, denn ich hatt es nicht verdient. Unverdiente Beschuldigungen erheben die Seele statt sie nieder zu beugen. Ein Onkel meines gewesenen Eleven verlangte,[4]) daß wir zu ihm nach Berlin reisen sollten. Hier sind wir seit vier Wochen, und bleiben es noch bis Ende des

---

[1]) Das Werk des englischen Bibelkritikers Benjamin Kennicott.

[2]) Frau von der Lühe, die Mutter von Boies Zögling, hatte gegenüber den eingereichten Rechnungen über die Auslagen des Hofmeisters Mißtrauen geäußert und ihn der Unredlichkeit verdächtigt.

[3]) Lücke im Original.

[4]) Es scheint, daß danach die Stelle bei Weinhold a. a. O., S. 24 zu verbessern wäre: „Er legte natürlich seine Stelle sofort nieder, verlangte aber, daß er seinen Pflegling selbst zu dessen Oheim, dem Geheimen Rat von Lützow in Berlin bringen und vor diesem sich rechtfertigen müsse."

Monats. Ich find in dem Onkel einen edeldenkenden Mann, der weiß, daß ein Bürger auch nicht allemal eine Sklavenseele hat, und daß man sehr in das Unglück anderer verwickelt seyn kann, ohne dazu beygetragen zu haben .... Mein hiesiger Aufenthalt kommt mir vor, wie einem, der lange mit Sturm und Ungewittern gekämpft hatte, und jetzt in einem Hafen einläuft. Er würde sich nur mehr freuen, wenn es der Hafen wäre, aus dem er auslief, und die wiedersähe, von denen er sich vorhin mit Schmerz trennete. — — — — Mein Brief muß Ihnen notwendig sehr räthselhaft vorkommen, aber ich kann nur das sagen. Auch das wenige dürfen nur meine Freunde wissen. Den kleinen Seelen meines Vaterlandes sey ich künftig wie ein Gestorbener. Ich weiß wie manche über meinen Fall sich erheben werden. Aber das Lachen derer soll mich nicht ärgern, deren Beyfall mich nicht stolz gemacht hätte. Ich bedaure nur die Meinigen, aber, Gottlob! sie sind von meiner Unschuld überführt .... Was ich ins künftige will? Das weiß ich selbst noch nicht, Hofmeister werd ich vors erste kaum wieder. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. Andre Aussichten, mit denen ich pralen könnte machen, sind noch zu ungewiß, als daß ich davon schreiben möchte. Ich denke, daß ich diesen Sommer mein eigner Herr bleiben werde, und vermutlich in Göttingen. Ich muß doch mir nichts vorzuwerfen haben, da ich nach dem Ort wieder zurückkehre, der mich unglücklich gemacht hat. Wie traurig ist's, daß ich sowenig Hoffnung habe, meine alten und wahren Freunde vors erste wiederzusehen. Sie antworten mir doch bald wieder; aber ich zweifle doch, daß mich Ihre Antwort hier noch treffen möchte. Schicken Sie nur die Antwort an Ihren Freund, den H. Past. Feddersen in Magdeburg. Ich werde bey dem vorsprechen, wenn ich Berlin verlasse und Ihre Freundschaft soll mir ein Recht auf die seinige geben. Schreiben Sie ihm doch ein Wörtchen von mir, aber vor allen Dingen, lassen Sie mich nur bei ihm einen Brief vorfinden! — — Trotz meinem Zustand machte mir doch das so ungewöhnlich lange Ausbleiben Ihrer Antwort Unruhe. Sie sind also krank gewesen? Wie bedaure ich Sie, und wie froh bin ich, daß Sie es nicht mehr sind! Den unverzeihlichen Fehler meines Freundes D.[1]) wußt ich schon von Andern, aber ich zweifelte noch. Wie betrübt mich die Bestätigung aus Ihrem Munde! O daß ein so gutes Herz, wie das seinige immer war, sich dereinst einen solchen Fehler vorzuwerfen haben muß! Ein Leichtsinn war er immer, aber ich dachte nie, daß er soweit gehen würde. Welch eine Warnung für die besten Seelen! Denn just die sind den Eindrücken der Freude und der Liebe am offensten. Mir hat er seit unsrer Trennung auf zwey sehr freundschaftliche Briefe keine Silbe geantwortet. So thut auch die Wollust der Freundschaft Abbruch. Er war mein Freund. Es kostet mir immer Thränen, wenn ich einen verliere. Ich habe mich schon so manchmal durch die Außenseite betrogen sehen müssen. Aber dieser war mein Freund. Aber ich sehe Sie schon ungeduldig, daß ich so lange habe schwatzen können, ohne noch alles dessen mit einer Silbe zu gedenken, wovon ich wissen muß, daß Sie am ersten darnach fragen werden. Gedult mein Freund! Ich komme. Doch ich muß erst die Feder etwas weglegen, um die traurigen und wehmütigen Empfindungen etwas zu vergessen, in die ich mich durch diesen ganzen Brief versetzt habe. — — —

Da ich schon so lange hier bin, werden Sie leicht vermuthen, daß ich die großen Männer von Berlin jetzt wenigstens dem Ansehn nach kenne und meinen Freunden allerley von ihnen sagen kann, das Sie noch nicht wissen. Ich bin würklich so glücklich. Ich kenne nicht allein die meisten der hiesigen Gelehrten, sondern ich bin auch fast beständig in ihrer Gesellschaft, und diese verhindert mich nur, daß ich noch nicht alle kenne. Von allen seh ich H. Ramler, Nicolai, Spalding und Moses am öftersten und lerne sie desto mehr hochschätzen und verehren

[1]) Vielleicht der in Brief 2 erwähnte „liebe Darvel" in Schleswig?

je öftrer ich sie sehe. H. Ramler ist besonders mein Held. Sie wissen, wie groß ich immer von dem Dichter dachte; ich denke von dem Menschen jetzt noch höher. Einen Mann der so entfernt ist, klein von Andern zu denken, müssen Sie nicht leicht gesehen haben. Er liebt die Kritik gar nicht. Die öffentliche, aufzeigende nemlich, die in unserm lieben Vaterlande noch immer zuviel Lerm macht. Aber in der Privat und freundschaftlichen Kritik ist er desto strenger. Wie vieles hab ich durch ihn minder schätzen lernen, das ich vordem für vollkommen ansah! Wie wenig kennen wir auch noch Ramlern, den Dichter! Welch eine Menge der treff-lichsten Oden und andern Gedichte verwahrt er nicht in seinem Pulte, die ihn gewiß einige Staffeln höher stellen würden, als er noch steht! Ich höre fast alle Morgen ein neues Stück von ihm. Und wie liest er! Gewiß man schämt sich, jemals vorgelesen zu haben, wenn man ihn hört! Wir bekommen einen zweiten Theil von Liedern der Deutschen, der weit mehr unbekannte Stücke enthält, als der erste. Unvergleichliche Sachen werden Sie besonders von dem unbekannten Verfasser der Laura[1]) darin antreffen! Ich habe seine Werke zum Theil gelesen, die sobald noch nicht gedruckt werden, aber unter die liebenswürdig[st]en Sachen gehören, die Deutschland noch hervorgebracht hat. Der V. lebt im Dunkeln und verläugnet mit Fleis den Ruhm, den er erhalten würde, wenn er sich nur einmal sehen ließe. Wie viele würden das thun können! H. Nicolai ist gar nicht der Mann, für den man ihn halten würde, wenn man in ihm nur blos den Critikus kennt. An der A. Bibl. arbeitet er auch viel weniger, als man glaubt. Der gefälligste, freund-schaftlichste Mann, dem ich beynah alles Vergnügen danken muß, das ich in Berlin habe und ein Mann von großer und tiefer Einsicht in vielen Sachen. Ich kenne durch ihn viele der wichtigsten Mitarbeiter der A. Bibl. und unter ihnen Männer, die einst auch durch Originalwerke groß seyn werden. Sonst aber Nahmen, die zum Theil noch sehr unbekannt sind. H. Moses ist ein außerordentlich würdiger Mann. Mir ist das Urtheil über die neuern Gesänge des Messias, das Sie ihm zuschreiben, kaum glaublich, da ich mehr als einmal mit ihm mich darüber unter-halten habe. Er lieset wenige deutsche außer den Klopstock. Über Hermannsschlacht ist man hier sehr uneinig und ich habe mehr als einmal mit Glück die Vertheidi-gung eines der größten Originalwerke unternommen, die ich kenne. H. M. denkt eben so groß davon. Am wenigsten aber kann ich mit H. Sulzer einig werden. Die immer geringer werdende Handlung, die man den neuen Gesängen des Messias vorwirft, mag ein Fehler seyn, aber es ist ein Fehler der ersten Anlage, ein Fehler, der vielleicht bey dem Süjet nicht zu vermeiden war. Er sollte nicht zu viel und nicht zu wenig sagen. Wie hat dies erstaunende Genie den Mittelweg immer so glücklich gehalten! K. der so tief sieht, hätte gewiß vermieden, was man ihm vorwirft, wenn es zu vermeiden gewesen wäre. Bald erhalten wir seine Oden. H. M. scheint ganz ein Jude zu seyn, und immermehr, je mehr Aufsehn er jetzt unter seiner Nation erregt. Sie wissen doch schon von dem merkwürdigen Brief, den er an H. L. geschrieben? Man billigt hier den Schritt des H. L.[2]) gar nicht, und H. Spalding, der sonst mit der größten Achtung von ihm redet, am wenigsten. L. hat neulich einen sehr vortrefflichen Brief an M. geschrieben, worin er ihn um

[1]) Aus dem ersten Teil. Von Redlich als J. N. Götz angesprochen.

[2]) Die Stelle behandelt die bekannte Episode in Mendelssohns Leben: Lavater gab 1769 eine Übersetzung von Bonnets „Beweisen für das Christentum“ heraus, eignete sie Mendelssohn zu und forderte ihn öffentlich auf, das Buch zu widerlegen oder zum Christentum überzutreten. Mendelssohn bekannte sich dem gegenüber offen als Jude der Überzeugung nach und wehrte Lavaters Ansinnen mit solcher ruhigen Bestimmtheit und so überzeugenden Gründen ab, daß dieser selbst um Verzeihung bat. Vgl. das bekannte Buch: Die Familie Mendelssohn 1729—1847 von S. Hensel, 6. Auflage, Berlin 1888.

Vergebung bittet, wenn er ihn etwa durch seinen Eifer beleidigt hätte. Ich wünschte ihn gedruckt, damit man sähe, wie edle Seelen sich verhalten, wenn sie zu weit gegangen sind. Ich hoffe, daß die Sache dableiben soll. L. wird wohl hier stehen bleiben, ob aber H. Bonnet auch, das ist die Frage. Und sollt auch M. genöthigt werden, den ihm so höchst unangenehmen Schritt zu thun, wird er nie wider das Christenthum, sondern nur wieder Bonnets Gründe schreiben. Die beyden Kantaten die der Anekdotenkrämer Schmid[1]) von M. bekannt gemacht hat, sind Hebräisch geschrieben und nur übersetzt. In dieser Sprache hat er auch neulich einen Commentar über den Prediger Salomonis drucken lassen. Kennen Sie eine kleine Schrift: Pope der Metaphysiker[2]) und wissen Sie, daß Lessing und Moses die V. davon sind? Die müssen Sie lesen. Meine Hochachtung für H. Lessing wird hier immer größer. Wie reden hier die größten Männer von ihm! Er ist doch Mitglied der hiesigen Akademie. Ein großes Wunder! Der Erbprinz v. Br[aunschweig] hat sich selbst durch die Ehre geehrt, die er ihm gegeben hat. Er hat ihn in seinem Zimmer besucht. Sein Bruder, ein junger liebenswürdiger und genievoller Mann ist sehr mein Freund geworden.[3]) Er geht vielleicht mit mir zurück nach Göttingen. H. Spalding habe ich noch nur einmal reden gehört. Sein Anstand ist [ebenso] liebenswürdig als sein Ausdruck. Der Raum fehlt mir Ihnen alles von dem großen Mann zu sagen, was ich Ihnen sagen möchte. Er begegnet mir mit vieler Gefälligkeit. H. Meil, der liebenswürdige Kupferstecher, gehört unter die angenemsten und einsichtvollsten Männer Berlins, so wie der vortreffliche Maler Rode, ein Künstler, dem seine außerordentliche Bescheidenheit bei seinen Zeitgenossen nur schadet. Den Kupferstecher Schmid kenn ich noch nicht. Es soll ein wunderlicher Mann seyn. Die Frau Karschin war schon meine Freundin eh ich nach Berlin kam. Unter der erstaunenden Menge Gedichte, die sie macht, müssen freilich viele schlechte seyn. Aber auch das schlechteste ist kaum ohne einen guten Einfall. Alle Mitwoch Abend bring ich besonders in einer beneidenswürdigen Gesellschaft zu. Ich darf Ihnen nur die Männer nennen, die sie ausmachen. Ramler, Quanz, Nicolai, Meil, der Geh. R. Beyer, einer unsrer liebenswürdigsten Dichter, Lessing, Krause[4]) und andre Männer von Genie und zum Theil von Stande machen Sie aus .... Der Raum fehlt mir, Ihnen mehr von Berlin zu sagen. Nach der innigsten Empfehlung an H. Clausen und seine würdige Gattin, bleibt kaum noch so viel übrig, daß ich meinen Nahmen hinschreiben kann. Boie.

Lassen Sie sich von Ambrosius eine neue Ode Ramlers geben, die ich ihm geschickt habe.

5.

Göttingen den 24ten Jenner 1771.

Ich entschuldige Ihr Stillschweigen gern, mein liebster Jessen, ob es mich gleich um eines meiner liebsten Vergnügen gebracht, Briefe von Ihnen zu lesen. Die Krankheit und der Tod einer so vortreflichen Fürstinn mußte Ihr fühlendes Herz nothwendig sehr angreifen. Ihre Rede, für deren Mittheilung ich Ihnen meinen ganz[en] Dank sage, macht Ihrem Herzen so viele Ehre, wie Ihrem Genie. Ich habe sie mit dem größesten Vergnügen gelesen, und mir immer Sie selbst dabey gedacht. Die Briefe der Fürstinn haben mich ungemein gerührt. Seltenes

[1]) Die eigentliche Seele des oben erwähnten mit allerhand klatschhaften Anmerkungen ausgezierten Konkurrenz-Almanachs.

[2]) Pope ein Metaphysiker! Danzig 1755.

[3]) Karl Gotthelf Lessing 1740—1812, zuletzt Münzdirektor in Breslau.

[4]) Quanz ist der berühmte Flötenspieler, den Geheimen Rat Beyer nennt Boie auch an anderer Stelle (Weinhold, S. 26) den „Verfasser einiger der süßesten Lieder in den Liedern der Deutschen", Krause war Advokat und Komponist.

Beyspiel bey einer in den und für die Vergnügungen der Großen Welt erzogene Person! Ich wünschte um ihrer Vortreflichkeit und des guten Beyspieles wegen, das sie bekannter würden. Und das ließe sich ja wohl thun. Da ich zwey Exemplare habe, werd ich eins an H. Nikolai senden. Vielleicht kann er Ihnen Platz in der A. Bibl. anweisen. Durch die Erziehung der Kinder müssen Sie sich ein[1]) neues Verdienst um das Haus und auch um die Welt machen.[2]) Woran ist ihr wohl mehr gelegen als an der frühen Bildung derjenigen; deren gutes oder böses Beyspiel so vielen Einfluß in der allgemeinen Glückseligkeit hat. Sauer ist dies Ammt, ich fühle es; aber was ist dem edlen Mann alle Mühe, wenn er sich bewußt ist, dadurch für viele nützlich zu werden. Ich möchte Sie auffordern, ja Ihr Geschäft keinem abzutreten, wenn Sie die Hände nicht sicher kennen, in welche Sie es übergeben. Ich wüßte Ihnen keinen vorzuschlagen, der dazu nur halb so geschickt wäre als Sie selbst. Ihren Einfall, daß ich dazu hätte brauchbar seyn können, sehe ich als eine Eingebung der Freundschaft an. Ich kenne die Wichtigkeit des Ammtes, die Forderungen, die man dazu mit Recht macht, und meine eignen Kräfte zu wohl, als daß ich mich leichtsinnig entschließen könnte, es zu übernehmen, wenn auch meine gegenwärtige Lage mir erlaubte, daran zu denken. Ich wäre mir nichts bewußt als guten Willen. Indeß, wenn mir nach einigen Jahren, wenn ich die Gelegenheit, die Welt zu sehen, die ich itzt hoffen darf, genützt und mir Kenntnisse eingesammelt hätte, auf die ich itzt noch keinen Anspruch machen darf, eine solche Stelle angeboten würde, dürfte ich vielleicht weniger Bedenklichkeit dabey finden. Man gewinnt bey seinem Studieren ein Großes, wenn man voraus weiß, wozu man bestimmt ist. Der Beyfall, mit dem Ihr Herzog Gellerts Moral[3]) lieset, und die Nahrung, die er für sich darin findet, erhöhet den Begriff, den ich immer von seiner Denkungsart gehabt habe.

Von Neuigkeiten weiß ich Ihnen auch nicht viel zu sagen. Wenig ist erschienen, und wenn ich ehmals zu viel gelesen habe, lese ich wohl jetzt zu wenig. Wenn man, wie ich, täglich sechs Stunden mit Unterricht, und eben so viel mit Rechnungen, Gesellschaft und Zerstreuungen verlieren muß, fällt das Lesen und Studieren so ziemlich weg. Dazu kommen diesen Winter die Herausgabe des Almanach[4]) und einige Übersetzungen, wozu ich mich anheischig gemacht hatte, mit einer sehr ausgebreiteten Correspondenz. Die wenigen Stunden, die ich übrig habe, wende ich fast ganz zum Studio der englischen Sprache, und zur Übung im Schreiben an. Ich möchte es gern im letzten weit bringen, denn ich habe so meine Absichten damit. Den Almanach werden Sie nun schon gesehen haben. Ich hätte Ihnen denselben schicken sollen, und es auch gerne gethan, wenn ich nur nicht glaubte, daß Sie ihn schon hätten. Aber ich muß so viele Exemplare an die Verfasser abgeben, daß mir kaum eins für mich selbst übrig bleibt und für meine liebsten Freunde gar keines, wenn ich nicht kaufen will. Ich will mich indeß freuen, wenn Sie Ihrem Freunde ein Lächeln des Beifalls schenken wollen. Die A. Bibl. erhält sich, trotz des Geschreyes der Gegner, immer im Gange, und wird in mancher Absicht, dünkt mich, männlicher. Den Recensenten des Homer weiß ich nicht. Vielleicht ist es Herr Prediger Eberhard, ein junger Mann von großen Verdiensten, und von dem verschiedene, wichtige, philosophische Rezensionen herrühren. Aber lesen Sie die neue Bibl. nicht [?]. Die philosophischen Aufsätze (das sind sie mehr als Rezensionen) von Herrn Garbe[5]) und Engel machen sie jetzt dem

[1]) im Text: eines.

[2]) im Text: gemacht.

[3]) Moralische Vorlesungen, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Joh. Ad. Schlegeln und Gott. L. Heyern, Leipzig 1770.

[4]) Musen-Almanach für 1771, der zweite erschienene.

[5]) Der bekannte Philosoph Garve, rezensierte Lessing und Herder in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften“.

Freunde der Philosophie sehr wichtig. Von beyden haben wir vortreffliche Sachen noch zu erwarten. Sowie von einem gewissen Herrn Meiners,[1]) der erst neulich von hier abgereiset ist. Er hatte hier gewiß die tiefsten Einsichten in die ältere Philosophie. In der hier herauskommenden philologischen Bibl. und in der Allgemeinen finden Sie einiges von ihm. Riedels Bibliothek hat wohl ein Ende. Ein gewisser M. Sattler setzt sie fort. Ob er über oder unter seinem Vorgänger ist, weiß ich nicht. Sie werden sich mit mir freuen, daß Smiths Theorie der moralischen Empfindungen[2]) einem so guten Übersetzer als Rautenbergen in die Hände gefallen ist.

Herder hat Abbts Stelle in Bückeburg angenommen, und wird Ostern dahin gehen. Ob er ein Geistlicher bleibt weiß ich nicht. Lust hat er wohl nicht dazu, und es wär auch immer so gut, wenn er ganz seiner Neigung folgte. Wenn man seinen Verlust in Kiel nicht bedauert, so beweist man nichts dadurch, als daß man seiner nicht würdig ist. Aber wo man einen Weber[3]) für einen Mosheim,[4]) einen Chrysander für einen großen Theologen, und einen Hirschfeld[5]) für einen großen Mann hält, hat man, dünkt mich, nicht viel Recht, über einen Herder zu urtheilen. Er war für einen Geistlichen vielleicht zu lebhaft, aber ich habe fast noch keinen Mann gekannt, dessen Gesellschaft ich mir zu meiner Belehrung und meinem Vergnügen mehr wünschte. Ich habe einige Abende mit ihm zugebracht[6]) wo er ganz sich selbst gelassen war, und, bey der größten Munterkeit nichts sagte, was ein vernünftiger Sittenlehrer verdammen könnte. Wir haben ein wichtiges Werk über die Künste von ihm zu erwarten. Leibnitz ist durchaus sein Held. Er ist itzt krank in Strasburg. — Unsers Clausens Aussöhnung mit dem Herzog hat mir die lebhafteste Freude gemacht.

Sie sagen, daß ich keine Entschuldigung hätte, wenn ich nicht antwortete. Um Ihnen Gelegenheit zu geben, mir diesen Brief ein wenig anzurechnen, und um Ihnen zu zeigen, wie angenehm mir der Ihre gewesen ist, muß ich Ihnen sagen, daß dies der dreißigste Brief ist, den ich binnen acht Tagen schreibe, und lange nicht der weitläufigste, so weitläufig er auch gerathen ist.

Jetzt denk ich an nichts eifriger, als eine Subscription für Thomsen[7]) zu machen. Ich verspreche mir etwas davon. Sie sind doch ein Collekteur? Ich umarme Sie mit der wärmsten Freundschaft. Der Ihrige Boie.

---

[1]) Chr. Meiners 1747—1810 zuletzt Professor der Philosophie zu Göttingen.

[2]) Adam Smiths Theorie der moralischen Empfindungen, übersetzt von Chr. G. Rautenberg 1770, erschienen zu Braunschweig, wo Rautenberg Prediger an der Martinskirche war, gestorben 1776. Rautenberg hatte früher schon H. Homes Gründe der Sittlichkeit und natürlichen Religion aus dem Englischen übersetzt.

[3]) A. Weber, seit 1750 ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen, 1770 als gleicher und außerordentlicher Professor der Theologie nach Kiel berufen.

[4]) J. L. von Mosheim, seit 1719 Beisitzer der philosophischen Fakultät zu Kiel, ein Mann von großem Ruf, 1723 ordentlicher Professor der Theologie zu Helmstädt, gestorben als Kanzler und Professor honorarius der Theologie zu Göttingen 1755.

[5]) Ch. K. L. Hirschfeld ward 1763 Lehrer der Prinzessin Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp, späteren Herzogin von Südermannland, dann zweier Prinzen desselben Hauses. 1769 außerordentlicher Professor der Philosophie in Kiel, 1773 ordentlicher Professor, gestorben 1792.

[6]) Im Herbst 1770 zu Göttingen.

[7]) J. H. Thomsen, der von Boie als Dichter entdeckte Schulmeister in der Landschaft Angeln zu Kius an der Schlei, für den sich Boie nicht ohne Erfolg sehr ins Zeug legte.

6.

Meldorf den 16ten Aug. 1787.

Mein Bruder hat mir mit dem freundschaftlichen Gruß von Ihnen viel Vergnügen gemacht, so wie die Nachricht, daß Sie an Ihren Augen leiden, mich nicht wenig schmerzt. Er sagt mir, daß Sie mit dem von Göckingk im Museum[1]) empholenen Augenwasser einen Versuch zu machen wünschen. Ich freue mich nicht wenig, daß ich Sie, liebster Freund, gleich in den Stand dazu sezen kan. Der edelmütige Besizer, Herr von Pfuel, hat mir mit einem Gläschen ein Geschenk gemacht, von welchen ich Ihnen einen Theil, so viel Sie ungefähr brauchen werden, mit der zugleich von ihm erhaltenen Anweisung zum Gebrauche sende. Gebe nun der Himmel, daß auch Sie den Nuzen davon verspüren mögen, den so viele empfunden haben! Zum Danke bäte ich mir dann eine kleine Nachricht davon aus, um auch dem edlen Geber eine Freude damit machen zu können. — Gott hat mich, sonderbar und unerwartet, in mein Vaterland zurückgeführt, und mich an einen Posten gestellt, wo ich manches Gute wirken kan.[2]) Von ihm erbitte ich die Kraft und den Segen dazu, wie ich gewiß den Willen habe. So hab ich nun wieder mit den Freunden meiner Jugend Ein Vaterland, das ich immer geliebt habe und dem wieder anzugehören ich stolz bin. Aber obgleich ihnen näher, wie weit bin ich doch noch von den meisten getrennt! Wie weit von Ihnen! Ich werde zu Ende dieses, oder in den ersten Tagen des nächsten Monats ein Paar Tage in Flensburg sein und Sie nicht sehen! Indeß ist es meinem Herzen noch immer lieb Sie gesehen zu haben. Leben Sie wohl, grüßen Ihre liebe Frau, und behalten mich so lieb, als ich Sie habe.

H. C. Boie.

Eine Quelle von Schillers Räubern.

Von Spiridion Wukadinović in Prag.

Unter den Dramen Shakespeares, die auf Schillers „Räuber" einwirkten, hat man der Komödie „The two gentlemen of Verona" einen wenig beachteten Platz angewiesen. Schiller hatte sie auf der Akademie aus Wielands Übersetzung[3]) kennen gelernt, die ihn mit einem Schlage gewaltsam in den Bannkreis des großen Engländers zog. Aber die meisten Forscher, die sich mit der Quellenfrage der Räuber beschäftigt haben, gehen achtlos an ihr vorüber oder erwähnen sie nur ganz nebenher. Selbst Minor, der alles, was auf Schillers Erstlingsdrama auch nur im entferntesten einge-

---

[1]) Es ist die von Boie gegründete vom 1. Januar 1776 ab erschienene Zeitschrift: Das deutsche Museum, die den Wettkampf mit Wielands Merkur aufnahm. Sie hatte „eine monatliche Unterhaltung aus allen Fächern der Wissenschaft" zum Ziel.

[2]) Boie war im Frühjahre 1781 Landvogt von Süderditmarschen zu Meldorf geworden.

[3]) Die hier vorkommenden Citate aus den Veronesern sind sämtlich der Wielandschen Übersetzung entnommen, die mir durch B. Seufferts Güte zur Verfügung stand.

wirkt haben konnte, mit peinlichster Sorgfalt verzeichnet, zieht aus den Veronesern außer der Erwähnung von „Robin Hoods dickwanstigem Mönch" nur folgende Übereinstimmung heran: „In Shakespeares ‚Edlen von Verona' nimmt Valentin, welcher durch seinen Jugendfreund Proteus bei der Geliebten ausgestochen worden ist (?), die Hauptmannschaft einer aus verbannten Edelleuten bestehenden Bande unter der Bedingung an, daß sie keinen Schimpf an schwachen Frauen und armen Reisenden üben" (Schiller, 1, 315).

Und doch scheint es mir bei näherer Betrachtung, daß die Veroneser dem Dichter mehr als bloße Reminiscenzen und kleinere Züge (wie dies etwa bei König Lear oder Richard dem Dritten der Fall ist) geboten haben. Vielmehr konnte hier Schiller fast alle wichtigeren Motive beisammen finden, in denen er über seine Hauptquelle, Schubarts Anekdote „Zur Geschichte des menschlichen Herzens", hinausgeht oder von dieser abweicht. So zunächst das Motiv der gemeinsamen Liebe zu demselben Mädchen. Franz liebt Amalien und will sie „diesem Karl aus dem Herzen reißen". Dies ist für ihn mit ein Grund, Karl vom väterlichen Hause entfernt zu halten und so die Liebenden für immer zu trennen. Er ist es daher, der die Verbannung seines Bruders vom Vaterhause mit unredlichen Mitteln betreibt, hingegen ist es in letzter Linie bei Schubart „ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters entzog". Von einer eigentlichen Intrigue des Bruders ist erst später die Rede. Anders bei Shakespeare. Dort liebt Proteus heimlich Silvia, die Geliebte seines besten Freundes Valentin, aber der glückliche Nebenbuhler steht ihm im Wege. Er geht daher darauf aus, die Liebenden zu trennen, und die Art und Weise, wie er dieses Vorhaben ausführt, zeigt auffallende Übereinstimmungen mit dem Gegenspiel Franzens in den Räubern. Zunächst wird Valentin beim Herzog, dem Vater Silvias, angeschwärzt. Um sich selbst aber nicht in ein schlechtes Licht zu rücken — denn Valentin gilt bei Hofe für Proteus' besten Freund — heuchelt er einen Konflikt zwischen Liebe und Pflicht. „Mein gnädigster Herr, was ich entdecken soll, befiehlt mir das Gesetz der Freundschaft zu verhehlen; allein wenn ich mir die Gnadenbezeugungen zu Gemüt führe, womit ihr mich, so unwürdig als ich bin, überhäuft habt, so treibt mich meine Pflicht euch etwas zu eröffnen, das sonst alle Vorteile der ganzen Welt nicht aus mir herausziehen würden" (III, 1). Ähnlich motiviert auch Franz seine verleumderischen Enthüllungen: „Ich sollte schweigen auf ewig — denn er ist euer Sohn: Ich sollte seine Schande verhüllen auf ewig — denn er ist mein Bruder. — Aber euch gehorchen ist meine erste traurige Pflicht — darum vergebt mir" (I, 1). In beiden Fällen gelingt der Anschlag. Valentin wird aus den Augen

des Herzogs verbannt, Karl darf den heimatlichen Boden nicht mehr betreten. Bei Shakespeare wie bei Schiller ist es der Anstifter selbst, der unter der Maske heuchlerischen Bedauerns die Unglücksbotschaft ausrichtet. Nun erst beginnen Proteus wie Franz mit ihren Liebeswerbungen hervorzutreten, beide mit dem gleichen Erfolge, denn tiefste Verachtung wird ihnen von dem betreffenden Mädchen, das ihre Ränke durchschaut, entgegengebracht. Auch die Mittel, mit denen sich die beiden das Herz der Geliebten erringen wollen, sind in beiden Stücken die gleichen. Proteus sagt: „Der kürzeste Weg wäre, den Valentin bey ihr zu verlästern, und ihn der Untreue . . . zu beschuldigen" (III, 5). Und eben dieses ist der erste Kniff, den Franz anwendet, um Amalie von Karl loszureißen (II, 1). Als alle Künste nicht verfangen wollen, erzählt Proteus der erzürnten Silvia: „Ich höre, Valentin sey . . . todt" (IV, 2). Und ebenso sagt Franz: „Die Liebe meines Vaters mußt Du in seinen Söhnen belohnen, und Karl ist todt" (III, 1). Von diesem Kunstgriffe Franzens, seinen Bruder für tot auszugeben, weiß Schubart gleichfalls nichts zu berichten. Auch die Person, deren er sich zu diesem Zwecke bedient, ist bei Schubart nicht erwähnt, findet sich dagegen bei Shakespeare. Hermann nämlich, den Franz dazu anstiftet, die Todesbotschaft zu überbringen, ist ein ehemaliger Verehrer Amaliens, der sie jetzt noch heiß liebt, aber seinerzeit von Karl recht unsanft behandelt worden war. So tritt auch bei Shakespeare zu den beiden Verehrern Silvias als dritter Thurio hinzu, der aber ebensowenig Glück mit seinen Anträgen hat als Proteus, und sich von Valentin so manches gefallen lassen muß. Auch hier vereinigen sich die zwei Zurückgewiesenen gegen den Bevorzugten, doch ist Thurio wie Hermann, ohne es zu ahnen, nur ein Werkzeug in der Hand des schlaueren Bundesgenossen, der allerdings vorgiebt, dies alles nur um Thurios willen zu thun, so wie Franz dem Hermann Amalien als Belohnung verspricht. Aber Proteus kann ebensowenig wie Franz das Herz des geliebten Mädchens gewinnen, und so greifen beide zur Gewalt, beide mit dem gleichen Mißerfolge.

Noch ein zweites Hauptmotiv, dessen Schubart keine Erwähnung thut, konnte Schiller in dem Lustspiele seines großen Vorbildes finden — das Räubermotiv. Bei Schubart tritt der vom Vater verstoßene Karl unter die Fahnen Friedrichs und wird in der Schlacht verwundet. Schiller verwertete dieses Motiv für die Erzählung Herrmanns, den wahren Karl aber läßt er Räuber werden, wie Shakespeare den verbannten Valentin. Beide werden es wohl aus freiem Entschluß, aber doch durch äußere Umstände bestimmt. Sie folgen dem Antrage anderer, ihr Hauptmann zu werden (vgl. Veroneser IV, 1. Zweiter Räuber: Habt ihr Lust unser Anführer zu

sein? — Räuber I, 2. Schweizer: Du sollst unser Hauptmann sein). In der Ausübung ihres neuen Berufes werden sie von den gleichen Anschauungen getragen. So nimmt Valentin das ihm gemachte Anerbieten nur unter der Bedingung an, „daß ihr schwache Weibsbilder und arme Reisende nicht mißhandeln sollt" (IV, 1). Und ähnlich sagt Moor zu Kosinsky (III, 2): „Hast du dein Fechten nur darum gelernt, arme Reisende ... niederzustoßen oder Weiber hinterrücks in den Bauch zu stechen?" und II, 3: „O pfui über den Kindermord! den Weibermord — den Krankenmord!" In beiden Stücken wird endlich die Geliebte von den Räubern eingefangen und vor den Hauptmann geführt, in dem sie zu ihrer Überraschung den Gegenstand ihrer Sehnsucht und ihren Retter erkennt. Daß die Lösung in den beiden Stücken eine verschiedene ist, versteht sich bei ihrem gegensätzlichen Charakter von selbst. Doch wurde die plötzliche Wendung der Dinge in dem Lustspiele Shakespeares oft genug als willkürlich und nicht aus der Handlung fließend empfunden, und es fehlt nicht an Erklärungsversuchen, die diesen unorganischen Schluß Shakespeare entweder geradezu absprechen, oder doch wenigstens eine Lücke in der Überlieferung feststellen wollen.

Aber auch in geringfügigeren Motiven zeigen sich Übereinstimmungen zwischen Schiller und dem Shakespeareschen Stücke, die sich in den analogen Scenen oft bis zu wörtlichen Anklängen mit der Übersetzung Wielands steigern. So hat in den Räubern Amalia dem scheidenden Karl einen Ring als Pfand ihrer Treue gegeben. Franz erzählt nun (II, 1), Karl habe diesen Ring einer anderen geschenkt. In den Veronesern hat Proteus beim Abschiede von seiner Braut Julia einen Ring erhalten, den er später seiner neuen Liebe Silvia verehren will. Seine Werbung um Silvia nimmt den gleichen Verlauf, wie die Franzens um Amalien. Einiges, wie die Verleumdungsversuche und die falsche Todesnachricht wurde oben schon angeführt. Auch die Abweisung, die Franz und Proteus erfahren, sieht sich sehr ähnlich. Veroneser IV, 2. Silvia: Was ist euer Wille?

Proteus: Den eurigen zu erhalten.

Silvia: Ihr sollt euern Wunsch haben; mein Wille ist, daß ihr augenblicklich heim zu Bette gehen sollt.

Ähnlich in den Räubern I, 3: Amalia: Wenn du mich liebst, kannst du mir wohl eine Bitte abschlagen? Franz: Keine, keine! wenn sie nicht mehr ist als mein Leben. Amalia: O, wenn das ist! Eine Bitte, die du so leicht, so gerne erfüllen wirst — hasse mich! ... Jetzt geh, und laß mich u. s. w.

Ferner Veroneser (ebendaselbst): Silvia: ... Daß ich dich vielmehr von Herzen deswegen verachte, und mir selbst kaum verzeihen kann, daß ich nur so viele Zeit verschwendet habe mit dir zu reden.

Und Räuber (ebendaselbst): Amalia: Geh, sag ich, du hast mir eine kostbare Stunde gestohlen ... Ich verachte dich, geh!

Endlich braucht Proteus Gewalt (V, 4): Nun, wenn denn der sanfte Geist überredender Worte euer Herz auf keinerley Art zu erweichen vermögend ist, so will ich euch auf Soldatenart lieben, und gegen die Natur dieser Leidenschaft mit Gewalt nehmen, was ihr mein Bitten versagt.

Damit vergleiche man Räuber III, 1, wo diese Worte in Schillers rhetorisches Pathos übertragen sind.

Amalia weist Franzens Zudringlichkeiten ab mit den Worten: „Geh, Lotterbube" (I, 3), und ebenso nennt Valentin seinen ehemaligen Freund, als er ihn bei seinen Liebesanträgen überrascht (V, 4).

Franz schreibt seinem Bruder die Verfluchung des Vaters mit den Worten: Du sollst hingehen, läßt dir der Vater sagen, wohin dich deine Schandthaten führen (I, 2). Und der Herzog verweist Valentin, indem er sagt: Geh, bringe deine liebkosenden Künste bei deines gleichen an (III, 1). Valentin wirft dem Kavalier Thurio die abgetragenen Röcke seiner Gefolgschaft vor (II, 4), Karl kränkt Herrmann in seiner Kavaliersehre, indem er ihm rät, sich seine Strümpfe flicken zu lassen (II, 1). Auch in den Räuberscenen fehlt es nicht an Anklängen. Veroneser IV, 1. Straßenräuber: Und wenn es zehn wären, so seyd unverzagt, und zu Boden mit ihnen! Vgl. Räuber III, 3. Roller: Und wenn die Hölle uns neunfach umzingelte ..., II, 3. Schweizer: Laß es fünfzig gegen meinen großen Nagel sein ... Veroneser IV, 1. Dritter Räuber: Beym Glaz-Kopf von Robie (!) Hoods schmeerbauchichem Bettelmönchen, dieser Bursche wäre ein König für unsre Bande! Vgl. Räuber III, 2. Moor: Hat dir dein Hofmeister die Geschichte des Robins in die Hände gespielt? Ebenda Schweizer: Ein ganzer Mordbruder für unsere Bande!

Veroneser (ebenda). Erster Räuber: Und um eines so kleinen Fehlers willen seyd ihr bannisiert worden? Valentin: Ja, und war noch froh über ein so gelindes Urteil. Vgl. Räuber III, 2. Kosinsky: Ich ward ... aus besonderer Gnade infam aus den Grenzen gejagt.

Veroneser ebenda: Zweiter Räuber: Und ich von Mantua [verbannt], weil ich in zornigem Mut einem Edelmann den Dolch ins Herz gestoßen. Vgl. die Erzählung Kosinskys, Räuber III, 2. Einer der Räuber bei Shakespeare heißt Moses. Sollte hier der Keim für den Palästinaschwärmer Moriz Spiegelberg zu suchen sein? Veroneser V, 4 bringen die Räuber, nachdem sie in der vorhergehenden Scene Silvia gefangen, den Herzog mit dem Rufe: Einen Fang! Einen

Fang! Einen Fang! In den Räubern V, 2 rufen die Räuber, die Amalia dem Hauptmann zuführen: Heysa, heysa! Ein Fang, ein superber Fang!

Zum Schlusse dieser Ausführungen möchte ich betonen, daß ich sehr wohl weiß, daß Schiller die einzelnen hier erwähnten Motive wo anders vielleicht schärfer herausgearbeitet und mehr dem Geiste seines eigenen Stückes entsprechend vorfand. Aber das Wesentliche für das Verhältnis der Räuber zu den Veronesern beruht gerade darin, daß fast alle Motive, die Schiller nicht aus Schubart hat, in diesem einen Stücke Shakespeares vereinigt sind, und das legt doch die Vermutung nahe, daß Schiller neben Schubart hier die erste Anregung geschöpft hat. Für die weitere Ausgestaltung der Motive, die er bei Shakespeare vorfand, kommen dann freilich andere Quellen in Betracht. Aber das sind eben nicht, wie man bisher annahm, ursprüngliche, sondern sekundäre Quellen. Sie weisen auf eine Dichtung zurück, die alle diese einzelnen Züge, wenn auch zu einem ganz anderen Bilde, vereinigt hat.

Zur Prosascene des Faust.

Von Otto Harnack in Darmstadt.

Von zahlreichen Faustforschern ist bekanntlich die Meinung ausgesprochen worden, der Mephistopheles des Faustfragments von 1790 sei ein ganz anderer als der des vollendeten ersten Teils. Besonders heftig hat Kuno Fischer diese Ansicht verfochten; weniger bekannt ist das Urteil Victor Hehns: „In den älteren Teilen ist Mephisto nicht das Prinzip des Bösen, der Negation, der Sünde, nicht eine metaphysische Potenz, sondern ein ironischer Weltmann, der dem schwärmenden Dichter Faust mit viel Verstand die Bedingungen der Wirklichkeit entgegenhält." Da dieser Weltmann aber doch unstreitig der Geisterwelt angehört, so machte man ihn zu einem indifferenten, nicht teuflischen Elementargeist, und neuerdings hat Morris in der Svedenborgischen Geisterlehre den Mutterschoß sehen wollen, aus welchem der Urmephistopheles hervorgegangen sei.

Mit dieser angeblichen Zweiheit der Mephistophelesgestalt steht in Verbindung die Annahme einer verschiedenen Verwertung des Gottesbegriffs in beiden Stadien der Dichtung. Nicht nur das persönliche Erscheinen des Herrn sei der ersten Stufe fremd, sondern auch die Vorstellung eines persönlichen Gottes spiele dort noch keine

Rolle. Faust, der in dem Erdgeist die höchste Potenz erblicke, sei philosophischer Freidenker, und erst in den Zusätzen der zweiten Periode sei diese Voraussetzung in verwirrender Weise verschoben worden: durch die Wirkung der Osterchöre, durch das theistische Bekenntnis vor dem alten Bauer, durch die Übersetzung des Neuen Testaments, durch die Beschwörung des Pudels mit dem Namen des Gekreuzigten. Für die Anschauungen des ursprünglichen Faust sei dagegen unbedingt maßgebend seine Erwiderung auf die religiösen Fragen Gretchens: „Gefühl ist Alles." Obgleich es nun höchst seltsam wäre, wenn Goethe um das Jahr 1800 seinem Werk die christliche Färbung gegeben hätte, die ihm damals viel weniger sympathisch war, als in den Frankfurter Jugendjahren, so wäre doch immerhin denkbar, daß er es aus objektiver Erwägung künstlerischer Notwendigkeit gethan hätte. Allein dem ganzen künstlich errichteten Gebäude solcher Annahmen ist der Boden entzogen worden, seitdem wir wissen, daß die Prosascene des ersten Teils, die im Fragment fehlt, doch schon dem ersten Stadium der Dichtung angehört, da wir sie in der Göchhausenschen Abschrift des „Urfaust" vorfinden. In dieser Scene, in welcher Faust dem Mephistopheles seine Entrüstung über den Untergang Gretchens entgegenschleudert, ist der Gegensatz zwischen der himmlischen und der höllischen Welt das Bestimmende, und in ihr ist weder Raum für den „Weltmann" noch für den „Elementargeist", noch für die Vergötterung nebelhaften „Gefühls". Es erscheint daher seltsam, daß nach der Auffindung des Urfaust jene irrigen Aufstellungen noch immer Verfechter gefunden haben, während es ja freilich auch an entschiedenen Gegnern nicht gefehlt hat. Es scheint mir nicht überflüssig, die Prosascene, die in ihrer Bedeutung für diese Fragen noch nicht ausreichend gewürdigt ist, schärfer zu beleuchten — selbstredend in der Fassung des Urfaust.

Ich will nicht darauf Gewicht legen, daß Faust hier von Mephistopheles „teuflischen Augen" spricht; denn die Gegner entnehmen aus solchen Stellen geradezu den Beweis, daß Mephistopheles nicht Teufel sei, weil es keine Veranlassung gäbe, dem wirklichen Teufel noch das Prädikat „teuflisch" beizulegen. Ich habe bisher allerdings geglaubt, daß man einem Menschen „menschliche Gesinnung" oder „menschliche Schwäche" beilegen könne, die „soldatische Haltung" von Soldaten rühmen und die „mannhafte" Entschlossenheit eines Mannes bewundern könne, ohne damit in Frage zu stellen, daß die Betreffenden „Menschen", „Soldaten", „Männer" seien. Auch von den „schwarzen Zauberpferden" will ich nicht reden, obgleich sie zu den realistischen Attributen des Teufels gehören; denn schließlich könnte Goethe sie auch einem Geist eigener Er-

findung zugeteilt haben. Auch auf den grobsinnlichen Zug des Bleckens der „gefräßigen Zähne“ will ich nicht Gewicht legen, obgleich die volkstümlich derbe Teufelsvorstellung hier mit Händen zu packen ist. Aber entscheidend für jeden Leser, der ohne Voreingenommenheit und mit elementarer Kenntnis christlich-religiöser Vorstellungen die Scene aufnimmt, ist Fausts erschütternder Ausbruch: „Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elends sank, daß nicht das erste in seiner windenden Todesnot genug that für die Schuld aller übrigen vor den Augen des Ewigen. Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser Einzigen, und du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin.“ —

„Der Ewige“ das ist doch wohl der Gott, den Faust vor Gretchen bekennen soll, aber nicht bekennt, es ist doch wohl der „droben“, vor dem die Bauern „gebückt stehen“ sollen, von dem die „Offenbarung des neuen Testaments“ ausgeht. Und mit dem Begriff der „Genugthuung“ geht Faust auch von der allgemein monotheistischen Vorstellung zur spezifisch christlichen Gedankensphäre über. Entsprechend dem religiösen Gewande der ganzen Faustdichtung ist es nicht die protestantische Anschauung, die nur eine einmalige, für alle Zeiten giltige, absolute Genugthnung durch Jesus Christus kennt, sondern es ist die katholische, welche die Möglichkeit fortdauernder, sich wiederholender Opfer annimmt, deren Heilsertrag anderen Sündern zu gute kommen kann. — Nun, gegenüber diesem Ewigen, der nach Fausts Forderung Gretchen die Genugthuung der ersten Gepeinigten zu gute kommen lassen sollte, steht kein anderer als der Teufel, der denselben weiten Blick über das Menschenlos hat, aber „gelassen über das Schicksal von Tausenden hingrinst“; das ist der Gott der Hölle. Und wenn wir weiter lesen von dem „Schandgesellen“, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt, so ist besonders die letzte Bestimmung völlig im Einklang mit der Definition dessen, den man auch „Fliegengott, Verderber, Lügner“ heißt und der von sich selbst aussagt: „So ist denn alles was Ihr Sünde, Zerstörung, kurz das Böse nennt, Mein eigentliches Element.“ Zwischen dem Mephistopheles der Prosascene und dem, der sich im „Studierzimmer“ zu erkennen giebt, ist kein Unterschied. Und die gesamte Prosascene ist ein vollgiltiger Beweis dafür (was freilich dem unbefangenen Leser des Urfaust überhaupt nicht zweifelhaft sein wird), daß von Anfang an die Hingabe Fausts an die Macht der Hölle und deren zerstörende Wirkung geschildert werden sollte.

Nicht vorbeigehen will ich aber zugleich an dem Religionsbekenntnis der Gartenscene, das von Vielen als das wahre Be-

kenntnis Fausts und zugleich als das Goethes[1]) betrachtet wird. Zunächst wäre zu sagen, daß auch hier anfangs von dem „Allumfasser“ und „Allerhalter“ geredet wird, und daß erst in der Folge die Linien des Bildes immer unklarer und schließlich ganz in Nebelwolken gehüllt werden. Denn es handelt sich hier in Wirklichkeit um gar kein Bekenntnis, sondern um eine Bethörung Gretchens, und zwar um eine solche, bei der sich Faust nicht etwa gläubiger, sondern ungläubiger zeigt als er ist. Er weiß sehr wohl, daß sobald er Gretchen offen eingestünde, daß er von der Existenz Gottes überzeugt ist, sie von ihm auch die Konsequenz eines gottgefälligen Wandels nach den Vorschriften der Kirche verlangen würde. Darauf eingehen aber kann er weder als Faust noch als Genosse des Mephistopheles. Umgekehrt kann er sich Gretchen auch nicht als Atheisten hinstellen; denn damit würde er sie sofort von sich scheiden. Und so hüllt er sich in jene poetisch so ergreifenden, inhaltlich aber so nebelhaften Hymnen ein, die neben den einfachen, schlichten Fragen Gretchens keine sympathische Wirkung thun. Man bedenke endlich, mit welcher Absicht Faust in dieser Scene in „Marthens Garten“ getreten ist: mit der Absicht, den entscheidenden Schritt zur Verführung zu thun, — und man wird leicht erkennen, daß seine Stimmung eben für ein Religionsbekenntnis wenig geeignet ist.

Wie steht es nun aber mit dem Unglauben Fausts, der doch selbst beim Klang der Osterchöre erklärt: „Mir fehlt der Glaube;“ und der, wenn er versichert, daß ihn „keine Skrupel noch Zweifel plagen“, damit doch nicht sagen will, daß ihm der Zweifel unbekannt sei, sondern daß er über ihn hinaus sei? Darauf ist zu antworten: Faust ist wohl im objektiven Sinne gläubig, aber im subjektiven ungläubig; gerade im subjektiven Sinne aber versteht die Religion das Wort „gläubig“. Objektiv ist ja sogar der Prometheus des Goetheschen Monologs gläubig. So wenig Prometheus an der Existenz des Olympischen Zeus zweifelt, so wenig Faust an der Existenz des Einen Gottes. Aber so sicher Prometheus kein Gläubiger ist, er, der die Frage emporschleudert: „Hast Du die Thränen gestillet je des Geängsteten?“ — so wenig ist es auch Faust, der einst „an Hoffnung reich im Glauben fest Mit Thränen, Seufzen Händeringen“ gedacht „das Ende jener Pest vom Herrn des Himmels zu erzwingen“? Er ist enttäuscht worden, — und kein inneres Band verknüpft ihn mehr mit dem Gott, der in unnahbarer Ferne thront. Und so

---

[1]) Die Frage, ob Goethe hier seine eigene Anschauung bekannt hat, kann hier nur gestreift werden. Eine gewisse Verwandtschaft ist wohl vorhanden, aber auch nicht mehr. Für Goethes realistisches Erfassen der Dinge ist jenes Bekenntnis viel zu unbestimmt. Viel wertvoller als das „Gefühl“ war ihm das „Gewahrwerden“ Gottes.

bricht auch mit zwingender Naturgewalt die Anklage hervor, daß nicht das erste Geschöpf „in seiner windenden Todesnot genug that für die Schuld aller übrigen vor den Augen des Ewigen!"

Ein Wort aber hat zu dieser Anklage die Umarbeitung der Prosascene hinzugefügt. Im vollendeten ersten Teil lesen wir: „Des ewig Verzeihenden." In Fausts Munde ist dies Wort bitterster Sarkasmus; aber nach dem Willen des Dichters ist es zugleich ein Vorklang zu dem gnadenvollen Ruf, der in den Kerker dringt: „Sie ist gerettet!"

Bemerkungen zu Grillparzers Bancbanus.

Von O. E. Lessing=Dilg in Madison, Wis.[1])

Die Stimmen, welche gegen den Dichter der Tragödie „Ein Treuer Diener seines Herrn" den Vorwurf erheben, er habe in Bancbanus den niedrigsten Servilismus verherrlicht, scheinen nicht verstummen zu wollen, trotz allem, was Grillparzer selbst, Männer wie Laube, oder in neuester Zeit A. Sauer zur Würdigung des Dramas geschrieben haben. So will Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels 3, 101 ff., Bancban die Führung eines Dramas und den Hauptplatz in der Mitte einer tragischen Verwicklung nicht zugestehen können und glaubt, daß es „niemand bedenklich gefunden haben würde, wenn er das ihm zugefügte Leid gerächt hätte".

R. M. Meyer meint (Litteratur des 19. Jahrhunderts, S. 79), es sei „männlicher, in solchen Momenten alles zu vergessen, selbst die Pflicht". „In dem alten dürren Männchen sei auch alles ausgestorben, außer der eingewöhnten Unterwürfigkeit; man könne dieses Ideal Gillparzers so wenig würdigen, wie die Lottergenies, die manche romantische Poeten als ihre Ideale zeichneten. Das Stück bleibe uns so fremd, wie ein Thesenstück voller Paradoxie."

---

[1]) Als das Manuskript zu den vorliegenden Bemerkungen bereits abgesandt war, lernte ich die Abhandlung Speiers (Euphorion 7, 541 ff.) kennen. Sie hat mich nicht überzeugt. Ich glaube, daß auch Speier auf die Vorgeschichte des Stückes, auf die gleichzeitigen Gedichte und Tagebuchaufzeichnungen Grillparzers zu wenig Gewicht legt. — Man weist vielfach auf die Verwandtschaft zwischen Erny und Emilia Galotti hin. Eine ausgeführte Parallele zwischen Lessings Emilia Galotti und dem „Treuen Diener" Grillparzers würde aufs deutlichste zeigen, wie nicht nur einzelne Charaktere, sondern die ganze Stimmung, die Technik und die Tendenz beider Stücke aufs innigste miteinander verknüpft sind. Das Verhältnis ist ein ähnliches wie zwischen Don Carlos und Esther. Im übrigen nochmals: die Dichtung möge für sich selber sprechen.

Sogar Volkelt (Grillparzer als Dichter des Tragischen S. 19) erwartet von dem Dichter, „er hätte entweder die Schranken und die Schuld des Helden in schärfere Beleuchtung rücken, oder umgekehrt ihm wenigstens einige Spuren von Trotz und Entrüstung über das Erlittene geben sollen“. Und im Grillparzer-Jahrbuch 4, 20 schreibt Volkelt: „Bancbans Nichtkönnen gegenüber den Aufgaben des Lebens rührt von seiner allzugewissenhaften, kleinlichen, unklugen Art der Pflichterfüllung her.“ „Seine moralische Entwicklung ist allzusehr in der Sphäre der Einfachheit, Stille und Enge stecken geblieben.“ Mit derartigen Urteilen und Begriffen wie „Weite und Freiheit“, „Enge und Unfreiheit der Phantasie Grillparzers“ wird zuviel in den Dichter hineintheoretisiert, statt daß er aus seinen Werken heraus interpretiert würde. Volkelt sollte doch in erster Linie seine eigene Bemerkung (Grillparzer als Dichter des Tragischen S. 21) beherzigen: „Zwischen dem, was Grillparzer in seinen Dichtungen will und beabsichtigt, und dem, was er anschaulich gestaltet, ist keine Kluft.“ (Doch vgl. Jahrbuch 10, 21 f.) Die Frage ist, was wollte Grillparzer? Von dem Dichter der Sappho, der Medea, des Ottokar, werden wir ohne weiteres voraussetzen können, daß er auch im „Treuen Diener seines Herrn“ eine echt tragische Verwicklung darstellen und einen tragischen Helden, nicht ein kindlich schwaches Opferlamm zu deren Mittelpunkt machen wollte.

In seiner Selbstbiographie (Werke 19, 142) schreibt Grillparzer: „Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei; ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinn, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere. Im französischen Revolutionskriege ist die Aufopferung der Vendeer so erhebend als die Begeisterung der Republikaner. Bancbanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Bancbanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornierter alter Mann geschildert ist.“ So urteilt denn auch Laube (Grillparzers Werke 6, 255): „Bancban ist ein treuer Mann, nicht bloß ein treuer Diener. Seine heiligsten persönlichen Interessen stellt er in zweite Linie, das Interesse der übernommenen Regierung stellt er in erste — das ist kein Servilismus, das ist heldenmäßige Tüchtigkeit.“ Sauer (Einleitung zu Grillparzers Werken 1, 54 und Jahrbuch 3, 19) hebt hervor, daß Grillparzer in dem Drama mit seltener Freimütigkeit einen Fürstenspiegel aufstelle und die Unsittlichkeit als Krebsschaden des Reiches geißle. Und Fäulhammer (Grillparzer, eine biographische Studie S. 111) giebt zu, daß das Stück

zum Teile auch eine Anklage gegen den Staat sei, der seinen treuesten Dienern so harte Proben auferlegte und sie so oft im Großen und im Kleinen schädigte oder wenigstens beirrte. Aber Laubes Bemerkungen im Nachwort zum Treuen Diener, so treffend sie teilweise sind, erschöpfen den Gehalt des Stückes nicht. Fäulhammer und Sauer werden dem Charakter Bancbans nicht ganz gerecht und weisen nicht deutlich genug nach, wie scharf Grillparzer in diesem Drama die Tendenz herausgearbeitet hat; sonst wären Urteile wie die Bulthaupts und R. M. Meyers nicht heute noch möglich.[1])

Wenn man sich über die Bancbantragödie ein Urteil bilden will, so muß man sich vor allen Dingen die Stimmung vergegenwärtigen, aus welcher heraus sie von Grillparzer niedergeschrieben worden ist. Für Ottokar, den großartigen Hymnus auf sein Vaterland, erfuhr der Dichter statt der verdienten Anerkennung die infamste Beleidigung. Das Stück soll böhmischen Chauvinisten zu Liebe verboten werden. Grillparzer verwahrt sich aufs entschiedenste gegen diese unrichtige Behandlung: „wenn E. E. meinen Ottokar verbiethen," schreibt er an den Polizeipräsidenten Sedlnitzky, „rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeit, meine Aussicht auf die Zukunft, vernichten mich ꝛc." (Jahrbuch 1, 253). Trotzdem bleibt das Stück über ein Jahr lang in den Akten begraben. Grillparzer ist in seinem Innersten verletzt und empört. Leidenschaftliche Erbitterung kocht in seiner Brust. „Ich hatte das Studium der Musik um die Zeit, als der Streit wegen der Aufführung des Ottokar und mein Mißmut darüber am lebhaftesten war, begonnen, und zwar hauptsächlich um meine Gedanken von einem Gegenstande abzuziehen, der mich unaufhörlich marterte, und worüber das Sinnen und Ärgern mich wohl gar krank zu machen drohte" (Laube, Grillparzers Lebensgeschichte S. 53). Neuer Schimpf trifft Grillparzer, als die sogenannte Ludlamshöhle aufgehoben wird. Von Gendarmen wird Grillparzer morgens um 6 Uhr geweckt, seine Papiere werden rücksichtslos durchstöbert; der Dichter wird unter dem lächerlichsten Vorwande wie ein Verbrecher behandelt. Nach der sarkastisch trockenen Erzählung dieser Vorgänge folgen im Tagebuch am Ende April 1826 (Jahrbuch 1, 347) die Worte: „Wer mir die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurfe macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist ermattet . . . wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Censur anstößt, und

[1]) Betty Paolis vernünftige Bemerkungen, die im wesentlichen Grillparzers eigene ausführen, sind natürlich längst verschollen.

die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu sein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei meinem letzten Stücke Ottokar der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Censur herumgebalgt hatte, endlich vor und nach der Aufführung wohlbekannte Personen notorisch die böhmischen Studenten zur Unzufriedenheit als über einen der böhmischen Nazion zugefügten Schimpf, aufreizten." Grillparzer ist der Verzweiflung nahe. „Das Theater erregt mir Abscheu, und kömmt jemand auf das zu sprechen, was ich geschrieben, oder daß ich wieder etwas schreiben soll, so reißt sich ein so ungeheueres Gefühl in meinem Innern los, ich sehe einen so ungeheueren Abgrund vor mir, einen so dunkel leeren Abgrund, daß ich schaudern muß, und der Gedanke, mich selbst zu tödten, war mir schon oft nahe. Das sind nun freilich Läppereien, und so etwas zu thun wird Niemanden einfallen, aber der Gedanke daran ist schon arg genug" (Tagebuch vom 17. Juli 1826, vgl. Jahrbuch 3, 162 und Laube, Grillparzers Lebensgeschichte S. 48 ff.). In der Selbstbiographie (Werke 19, 147) heißt es: „Jetzt erst erinnere ich mich, daß der Ekel über die bei dieser Gelegenheit (Aufhebung der Ludlamshöhle) erfahrenen Unwürdigkeiten ein Hauptgrund der Reise gewesen war, die ich unmittelbar darauf nach Deutschland unternahm." Vor der Abreise schon war der „Treue Diener" begonnen; das erste Manuskript datiert vom 10. März 1826 (Jahrbuch 3, 39). Nach der Rückkehr von Deutschland wird das Drama rasch vollendet: „die Reiseeindrücke . . . hatten meinem Stumpfsinn ein Ende gemacht, und in Wien angekommen, beschloß ich, sogleich an ein neues dramatisches Werk zu gehen . . . Es sollte überhaupt eine ganz neue Epoche in meinem litterarischen Treiben eintreten. Ich hatte mir eine ziemliche Anzahl Stoffe aufgezeichnet, die alle durchdacht und alle, bis auf die Einzelheiten, obgleich nur im Kopfe, dramatisch gegliedert waren" (Selbstbiographie, Werke 19, 141). Grillparzer bezieht sich auf die Pläne zu Libussa, Hero, Jüdin von Toledo, Gisela und Bancbanus. In drei von diesen Stoffen handelt es sich — und das kann nicht stark genug betont werden — um Aufruhr gegen den König. In der Jüdin erheben sich die Großen des Reiches, weil das Wohl des Staates durch ein unziemliches Liebesverhältnis des Königs gefährdet ist. Nach der eben angeführten Bemerkung Grillparzers lag es jedenfalls schon in dem damaligen Plane, daß der König den Aufrührern verzeihen mußte. Und über den Plan zur Gisela schreibt Grillparzer: „Alles Licht wäre auf die Königin Gisela gefallen, die bei der Stillung des Aufruhres, wobei sie sich auch die Liebe des Volkes erwarb, eine ähnliche Rolle gespielt hätte, wie im ‚Treuen Diener' der Palatin Bancbanus." Also auch hier ein Auf-

ruhr, der nicht mit Gewalt, sondern durch versöhnliches Entgegenkommen der Herrschenden beschwichtigt werden sollte.

Grillparzer muß seine bestimmten Gründe gehabt haben, als er sich für die Ausarbeitung gerade des Bancbanus entschied. „Daß ich vor allen denjenigen Stoff wählte, der mir die wenigsten Zensurschwierigkeiten darzubieten schien, war, nach den gemachten Erfahrungen, natürlich. Es war die Sage vom Palatin Bancbanus, dem ‚treuen Diener seines Herrn', obwohl der Stoff mich vielleicht weniger anzog als die übrigen" (Werke 19, 141). Der angegebene Grund kann unmöglich der einzige gewesen sein. Denn wollte Grillparzer auf die Zensur besondere Rücksicht nehmen, so lag Libussa oder Hero viel näher. Aber weder zu dem einen noch zu dem andern konnte er die richtige Stimmung finden, wie wir aus seinem Tagebuch erfahren (Laube, S. 52). Diese Stoffe hätten ihm keine Gelegenheit gegeben, sich all die Bitterkeit, all den Groll, der ihn seit Jahren quälte, vom Herzen zu schreiben. Und wie konnte Grillparzer eine neue Epoche in seinem dichterischen Schaffen beginnen, sich wieder in Gebilde reiner Poesie versenken, ehe er sich innerlich frei gemacht hatte? Er mußte sich zunächst den Stoff wählen, in dem er sich trotz der Zensur am rückhaltslosesten über das aussprechen konnte, was ihn bewegte. Vom 31. Oktober bis 5. Dezember 1826 datiert das letzte Manuskript des Stückes; am 10. Oktober 1826 schrieb Grillparzer in das Album des Claviervirtuosen Moscheles das Gedicht: „Tonkunst, dich preis' ich vor allen, Höchstes Los ist dir gefallen, Aus der Schwesterkünste drei Du die frei'ste, einzig frei! — Denn das Wort, es läßt sich fangen, Deuten läßt sich die Gestalt, Unter Ketten, Riegeln, Stangen Hält sie menschliche Gewalt. — Aber du sprichst höh're Sprachen, Die kein Häscherchor versteht; Ungreifbar durch ihre Wachen Gehst du, wie ein Cherub geht. — Darum preis' ich dich vor allen In so ängstlich schwerer Zeit; Schönstes Los ist dir gefallen, Dir und wer sich dir geweiht." Sollte der Dichter zur selben Zeit seinem Unmut, seinen Schmerz über erlittene Mißhandlung, seiner Sehnsucht nach Freiheit Ausdruck verliehen und eine Verherrlichung des Sklavensinnes geschrieben haben? Grillparzer kann in der Stimmung, in welcher er sich seit Jahren befand, unmöglich beabsichtigt haben im Bancban den Servilismus zu verherrlichen. Daß er es in Wirklichkeit nicht gethan hat, wird aus dem Stück selbst hervorgehen.

Die wiederholte Bemerkung A. Sauers, der Dichter sei an den Stoff von außen herangeführt worden (Jahrbuch 3, 9 f.), die Personen des Stückes seien ganz von der Seele des Dichters losgelöst gewesen u. s. w. bedarf einer Einschränkung: die Einkleidung, die äußere Form der im Dichter vorhandenen, nach Gestaltung drän-

genden Ideen mag zufällig gewesen sein: „Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet," heißt es in der Selbstbiographie (Werke 19, 108). Daß das Stück selbst den Dichter nicht kalt ließ, dürfte aus folgenden, mit der Ausarbeitung gleichzeitigen Äußerungen hervorgehen: „Unter dem Titel: Ein treuer Diener seines Herrn, brachte ich eine ziemlich glückliche Anlage zustande, die mich sehr interessierte. Ich war schon so weit klar geworden, daß ich das Ganze eines Tages vom Anfang bis zu Ende mit allen Details Flury erzählte und war so begeistert, daß ich ihn gleichfalls hinriß" (Tagebuch vom 20. März 1826. Vgl. Jahrbuch 1, 321). Und Werke 18, 189: „ . . . mißfällt auch jetzt das Stück, so war es ja doch einmal anders. Als ich es schrieb — freilich kann das täuschen!" Wenn Grillparzer dann im Jahre 1853 die grämliche Bemerkung macht: „meine Freude über den Erfolg war nur mäßig, da das Stück bei mir kein inneres Bedürfnis befriedigte," so liegt die Erklärung dafür nahe genug: auf die Dauer befriedigten den geschworenen Feind aller Tendenzpoesie natürlich rein poetische Stoffe mehr. In diesem Sinne sagt Grillparzer schon 1826: „überhaupt hat mich nur zu zwei dichterischen Leistungen eine eigentlich innere Nötigung gezogen: Zur Sappho nämlich und zur Medea." Damit will Grillparzer sicher nicht behaupten, daß die Bancbantragödie nicht ein psychologisch notwendiges Produkt seines Gemütszustandes vom Jahre 1826 gewesen sei. Man beachte nur auch Äußerungen, wie die im Tagebuch auf der Reise nach Deutschland, Werke 20, 29 ff.: „Alles hat hier (in Berlin) einen Anstrich von Großartigkeit, Geistigkeit und Liberalität, der einem armen Teufel von Oestreicher schon des Kontrastes wegen wohlthut" und andere.

Wie sehr der Charakter Bancbans unterschätzt wird, haben wir gesehen. Freilich in Bulthauptschen Sinn ist Bancbanus kein tragischer Held. Er haut nicht, was ihm entgegentritt in Stücke; auch erdolcht er sich zum guten Schluß nicht selbst, um in tragischem Pathos seine eigene Leichenrede halten zu können. Trotzdem hat er Eigenschaften genug, die ihn zur Führung eines Dramas und zum Mittelpunkt einer tragischen Verwicklung sehr wohl geeignet machen. Bancban ist nicht die Fratze eines Mannes, sondern ein ganzer Mann. Verabscheut er auch jede Störung des Friedens, und macht er seinem Äußeren nach mehr den Eindruck eines Geschäftsmannes als eines Kriegers, unkriegerisch und schlaff ist er durchaus nicht. Von seinem Säbel ist er so unzertrennlich wie jeder Ungar. Er ist nicht leidenschaftslos und kalt. Trotz seiner 60 Jahre lodert ungarisches Feuer in seinen Adern: „Was Prinz?" — Diener: „Ich hab's gesehn!" — Bancban (mit halb gezücktem Säbel): „Gesehen?

Miscellen.

Seite

Zu Fischarts Flöhhaz. Von Josef Pohl in Prag 713
Nachträge zu den Kleinigkeiten. Von Arthur Kopp in Berlin . 717
Müllner über seinen „König Yngurd" an Böttiger. Von Theodor Distel in Blasewitz 721
Nachträge zu Euphorion 8, 350 ff. von G. Witkowski in Leipzig und J. J. A. A. Frantzen in Amsterdam 723
Börne über Schikadener. Von Egon von Komorzynski in Wien 813

Recensionen und Referate.

v. d. Pfordten, Werden und Wesen des historischen Dramas (Richard M. Meyer in Berlin) 721
Vischer, Shakespeare-Vorträge. 2. Band (Philipp Aronstein in Myslowitz) 725
Shakspere's Macbeth, übersetzt von Fr. Th. Vischer. Schulausgabe von Herm. Conrad (Philipp Aronstein) 727
May, Die Behandlungen der Sage von Eginhard und Emma (Karl Reuschel in Dresden) 727
Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwendung in der deutschen Litteratur (Karl Reuschel) 734
Neue Gottsched-Litteratur (Bernhard Seuffert in Graz) . 738
Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben.
Waniek, Gottsched und die deutsche Litteratur seiner Zeit.
Reichel, Gottsched.
Reichel, Kleines Gottsched-Denkmal.
Reichel, Gottsched der Deutsche.
Wittekindt, Johann Christian Krüger, sein Leben und seine Werke (Rudolf Schlösser in Jena) 761
Morris, Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg. (Spiridion Wukadinović) 771
Klein-Hattingen, Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines (Eduard Castle in Wien) 779
Kreiten, Anna Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff (Franz Jostes in Münster) 782
Beilagen: 1. A. von Drostes Gedicht für den Grundstein des Vorwerks Hellefen im Paderbörnschen . . 806
2. Aus einem Briefe der Rätin Karoline Lombard an Professor Christoph Schlüter 809
Siercks, Klaus Groth (Alfred Semerau in Berlin) 810
Bartels, Klaus Groth (Alfred Semerau) 810

Bibliographie. Zeitschriften. Von Adolf Hauffen in Prag . . 814

Nachrichten 841

Rudolf Haym. Von B. Delbrück in Jena 842

Nachträge 723. 849

Register. Von Franz Spina in Mährisch-Trübau 850

Briefe, Manuskripte und Büchersendungen sind zu richten an den Herausgeber Professor Dr. August Sauer in Smichow bei Prag 586.

